

# Russland erLESEN

Was Leo Tolstoi  
über die russische  
Literatur gern  
erfahren hätte.



Ein Projekt von  
und

Russland HEUTE  
und Rossiyskaya Gazeta

# Russland HEUTE. Unerwartet frisch.



Es ist nichts mehr so, wie es einmal war: Wo einst Väterchen Frost mit dem Trojka-Schlitten durch den Tief Schnee brauste, fährt sein Alter Ego heute Mountainbike durch den Matsch – globaler Erwärmung und modernen Fortbewegungsmitteln sei gedankt. Russland ist ein Land im Umbruch, seine Gesellschaft verändert sich rasant. Diese Veränderungen zeigen und ihre Treiber erklären ist das Ziel der Länderbeilage Russland HEUTE in der Süddeutschen Zeitung: für Leser gedacht, die aus dem größten Flächenstaat der Welt schlauer werden wollen. Und Väterchen Frosts Mountainbike verstehen und richtig einordnen können.



[www.Russland-HEUTE.de](http://www.Russland-HEUTE.de)  
Täglich aktuell.  
Und als Beilage jeden 1. Mittwoch des Monats in der *Süddeutschen Zeitung*.

Russland HEUTE ist ein Projekt von *Russia Beyond The Headlines*, der internationalen Beilagenserie der Rossiyskaya Gazeta.

**Russland HEUTE**

## POINTIERT

# Lesen Sie nicht, wenn Sie es nicht müssen



**Alexej  
Knelz**  
CHEFREDAKTEUR



**L**eo Tolstoi bekommt Besuch von einem jungen Autor, der sich die Meinung des Grafen über sein Manuskript einholen will. So beginnt eine weitverbreitete russische Literaturfabel.

„Wozu wollen Sie denn meine Meinung wissen, mein Lieber? Was, wenn ich das Manuskript lese und Ihnen sage: ‚Schreiben Sie nicht?‘“, fragt Graf Tolstoi grimmig stirnrunzelnd. – „Nun, wenn Sie das sagen, dann schreibe ich auch nicht mehr“, stottert das Nachwuchstalents zurück. „Schreiben Sie nicht, wenn Sie es nicht müssen“, sagt Tolstoi und geht.

Ob diese Geschichte wahr ist, sei dahingestellt. In ihrem Kern verbirgt sich aber eine tiefe Wahrheit: Schreiben ist ein Drang, der aus der Seele kommt, schreiben soll man nur, wenn man Bedeutendes mitzuteilen hat, und wenn man schreibt, dann ohne Rücksicht auf die Meinung anderer.

Auf den modernen Leser übertragen, der seine Zeitungslektüre, seine Termine und seine Kontaktpflege über das iPad abfertigt, möchte man fast sagen: „Lesen Sie nicht, wenn Sie es nicht müssen.“ Wenn Sie es aber wollen – dann bitte Gutes. Zum Beispiel „Anna Karenina“ oder „Krieg und Frieden“ auf dem iPad. Wir wünschen Ihnen viel Spaß bei der Lektüre dieser Broschüre über das Gute an der modernen russischen Literatur.

Alexej Knelz,  
Chefredakteur Russland HEUTE

[www.russland-heute.de](http://www.russland-heute.de)

## INHALT

- 4-5 Welche russische Literatur schafft es ins Deutsche? Agenten, Verleger, Lektoren im Interview
- 6-7 Buch, Handy oder iPad – Wie sich die Lesegewohnheiten der Russen verändert haben
- 8-9 Aljoscha Karamasow und die Band Pussy Riot: Zakhar Prilepin über die Rezeption russischer Autoren
- 10-11 Wie schwer ist Russisch wirklich? Übersetzer antworten. Günter Grass zum 85. – ein Glückwunsch aus Russland
- 12-13 „Oblomow“ – der Klassiker neu auf Deutsch  
Der talentierte Herr Sirin: Vladimir Nabokov in Berlin
- 14-15 Klassiker des Absurden – Daniil Charms neu gelesen  
Liebesgeschichte mit Koko – ein literarisches Mysterium
- 16-17 Leo Tolstois letzte Reise – Flucht aus dem Paradies  
Natalja Geworkjan: im Briefwechsel mit Chodorkowski
- 18-19 Humor aus Russland? Dass ich nicht lache! Warum es den Kinderautor Georgi Oster nicht auf Deutsch gibt.
- 20-21 Zwischen Utopie und Endzeitstimmung: die Lebenswelten der russischen Science-Fiction
- 22-23 Avantgarde und Futurismus in der Architektur – zwei Bildbände, die ein anderes Bauuniversum offenbaren
- 24-25 Zurück ins Zarenreich: der moderne Kriminalroman  
Zakhar Prilepins neues Buch „Sankya“
- 26-27 Autorinnen: Ljudmila Ulitzkajas „Das grüne Zelt“,  
Elena Chizhovas „Die Stille Macht der Frauen“
- 28-29 Die Macht der Worte: Michail Schischkin über die  
Unübersetzbarkeit von Kosenamen
- 30 Film: „Die Frau mit den 5 Elefanten“ – Dostojewski-  
Übersetzerin Swetlana Geier und ihr Lebenswerk

### IMPRESSUM

Russland HEUTE: Die deutsche Ausgabe von Russia Beyond the Headlines erscheint als Beilage in der Süddeutschen Zeitung. Für den Inhalt ist ausschließlich die Redaktion von Russia Beyond the Headlines, Moskau, verantwortlich. Verlag Rossijskaya Gazeta, Ul. Prawdy 24 Str. 4, 125993 Moskau, Russische Föderation  
Tel. +7 495 775-3114 Fax +7 495 988-9213 E-mail [redaktion@russland-heute.de](mailto:redaktion@russland-heute.de)  
Herausgeber: **Jewgenij Abow**; Chefredakteur deutsche Ausgabe: **Alexej Knelz**;  
Gastredakteur: **Moritz Gathmann**; Redaktionsleitung: **Jekaterina Iwanowa**;  
Produktionsleitung: **Milla Domogatskaja**; Layout: **Maria Oschepkowa**;  
Bildbearbeitung: **Andrej Sajzew**; Proofreading: **Dr. Barbara Münch-Kienast**

Bildquellen: AFP/EASTNEWS, GETTY IMAGES/FOTOBANK, KOMMERSANT-PHOTO, LEGION-MEDIA, PETER SCHNEITZ/BASEL, PHOTOPRESS, YVONNE BÖHLER, DMITRI BULANOW, TADIANA DRUTSCHININA, MAX AWDEJEW, MAGAZIN „TECHNIKA MOLODJOSCHI“, NIKOLAJ DICHTJARENKO, NATALJA MICHAULENKO, VERLAG „MALYSCH“.

Druck: Pinguin Druck GmbH, Marienburger Straße 16, 10405 Berlin  
Verantwortlich für den Inhalt: **Alexej Knelz**, Schützenweg 9, 88045 Friedrichshafen  
Copyright © FGUB Rossijskaja Gazeta, 2012. Alle Rechte vorbehalten  
Aufsichtsratsvorsitzender: **Alexander Gorbenko**; Geschäftsführer: **Pawel Negojza**;  
Chefredakteur: **Wladislaw Fronin**  
Alle Inhalte sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion von Russland HEUTE ([www.russland-heute.de](http://www.russland-heute.de)).

Literaturagenten und Verleger, die russische Literatur im Ausland auf den Markt zu bringen versuchen, antworten auf einige Fragen: Welche der russischen Prosa- und Non-Fiction-Autoren werden verlegt, wie hat sich die Mode bezüglich der russischen Literatur verändert und wie sollte das ideale Buch aus Russland aussehen?

## IM GESPRÄCH

# „Der ideale russische Roman ist ‚Doktor Schiwago‘ in einer zeitgenössischen Ausführung ...“

### Welche russischen Autoren werden im Westen übersetzt



**Julia Gumen**, Mitgesellschafterin der Literaturagentur Banke, Gumen & Smirnowa

Von der russischen Literatur erwartet man Wodka, Bären und Matroschkas im literarischen Sinne, zum Beispiel den brutalen Alltag. Die Verleger erklären ganz offen: „Wir wollen, dass im Roman jemand ermordet wird, dass alles knallhart und grausam ist.“ Es ist klar, dass die Russen selbst zu diesem Klischee beitragen.

Die Verleger im Westen wollen ständig irgendwelchen Anti-Putin-Stoff. Man braucht lediglich die Augen zu verdrehen und konspirativ zu zwinkern: „Schaut euch diesen Roman nur an! Da geht es um die Strippenzieher. Ihr versteht schon, das steht natürlich zwischen den Zeilen.“ Und die Verleger reiben sich die Hände und sagen: „Ja, ja! Das wollen wir haben!“ Abgesehen davon sind aber auch Michail Schischkin, Marina Stepnowa und Anja Starobinez sehr erfolgreich. Schischkin geht einfach fantastisch! Meine Kollegin hat „Das Venushaar“ in dreißig Sprachen verkauft, auch in Färöisch.

Der Buchmarkt ist klar strukturiert – der Verlag, der Kriminalromane herausbringt, hat sein Regal in der Buchhandlung und kann dort keine Liebesromane verkaufen. Und mit dem Angebot aus Russland ist es auch so eine Sache, weil dort keine Tradition des Gattungsromans existiert. Die Autoren mögen es nicht oder sind einfach nicht in der Lage, klare Kriterien einzuhalten, so wie es die westlichen Verleger und Leser erwarten.

Unterm Strich wissen die Verleger, dass sie aus Russland undurchsichtige, gattungsmäßig schwer einzuordnende Romane bekommen – mit einer Unzahl Helden, deren Namen sich niemand merken kann. Der Leser ist bei Dostojewski davon total begeistert, aber wenn er in einem zeitgenössischen Text erst eine Seite zurückblättern muss, um zu verstehen, wer denn dieser Pawel Ignatjewitsch war und in welcher

Beziehung er zu Ilja Konstantinowitsch steht, ist es aus – der Roman hat keine Chance.



**Thomas Wiedling**, Mitbegründer der deutschen Literaturagentur Nibbe & Wiedling

Unsere Politik ist es, Autoren vorzustellen, die über die Gegenwart schreiben. Sentschin, der recht pessimistisch auf die Situation in der Provinz schaut, Prilepin, von dem man überraschende politische Aussagen erwartet. Eigentlich wollte anfangs Prilepin keiner so richtig verlegen, weil ihn alle für einen Extremisten hielten, und es kostete uns große Mühe, das Projekt durchzusetzen. Und Eduard Limonow, zum Beispiel, gilt vielen eher als Politiker, denn als Schriftsteller. Niemand mag so recht seinen jüngsten Roman „W Syrach“ (Alles in Käse) über die Beziehung zu seiner Ehefrau übersetzen. Dabei ist es Limonow wert, übersetzt zu werden – er schreibt besser als viele andere, aber sein politisches Schicksal überschattet sein literarisches.

Unterm Strich werden nahezu 90 Prozent aller Übersetzungen, die in Deutschland veröffentlicht werden, aus dem Englischen angefertigt. Die übrigen zehn Prozent teilen sich auf alle anderen Sprachen der Welt auf. Auf das Russische entfällt in etwa ein Prozent. Das ist gar nicht einmal so wenig – der Anteil der Übersetzungen aus dem Französischen ist ungefähr genauso hoch.



**Marlies Juhnke**, Verlagslektorin für russische und englische Literatur im Berliner Aufbau Verlag

Wir bemühen uns, nur das zu veröffentlichen, worauf die deutschen Journalisten reagieren – ohne Unterstützung der Zeitungen und des Internets können wir die Auflage nicht realisieren. Aber die Journalisten äußern sich im Wesentlichen nur zu politisch brisanten Büchern, zum Beispiel zu dem Roman von Oleg Kaschin „Es geht voran“. Na, und der Leser hört zuerst Radio oder schaut fern, und wenn er in den Nachrichten etwas

über Russland mitbekommt, denkt er sich: Darüber sollte ich vielleicht einmal etwas lesen.

### Non-Fiction-Literatur und Sachbücher – was wird gern übersetzt



#### Thomas Wiedling

Leider wird ein amerikanischer Journalist, der ein Buch über Russland schreibt, viel lieber veröffentlicht, als ein russischer. Er muss nicht einmal ein Fachmann auf diesem Gebiet sein, aber das Vertrauen zu seinem Wissen und der Weise, wie er dieses darlegt, wird in jedem Falle größer sein. Zumal der amerikanische Stil der nonchalanten, oberflächlichen Bearbeitung eines Themas beliebter ist als der etwas tiefgründige und komplizierte russische Stil.



**Gabriele Leupold**, Übersetzerin, u.a. der Werke von Warlam Schalamow und Andrej Belyj

Russische Autoren schreiben anders, als es die Deutschen gewohnt sind, deshalb sind 60 Prozent der in Deutschland erschienenen Non-Fiction über Russland Übersetzungen aus dem Englischen und nur ganz wenige aus dem Russischen.

So veröffentlichten zum Beispiel der deutsche Journalist Gerd Ruge sein „Sibirisches Tagebuch“ und der Pole Mariusz Wilk seine Dokumentation über das Leben auf der Strafgefangeneninsel Solowki („Wilczy notes“). Es gibt eine ganze Reihe sehr populärer Bücher über Russland von deutschen Journalisten, die eine Zeit lang in Moskau gelebt haben.

Erinnern Sie sich noch an dieses Buch über die Einsiedlerin in der Taiga? Vor Kurzem hat sich der deutsche Journalist Jens Mühlhing mit eben jener Agafja Lykowa getroffen und auch über sie geschrieben. Das entspricht wahrscheinlich den Stereotypen von Russland: Taiga, Wald, Einöde, Wildheit. In westlichen Ländern denken die Menschen, dass es weiter im Osten wilder und barbarischer zugeht als bei ihnen, und es macht ihnen Spaß, darüber zu lesen.

Im September ist in Deutschland Wassili Golowanows halbdokumentarischer Roman „Ostrow“ (Die Insel) über die Insel Kolgudjew erschienen. Auch das gehört zum Klischee: rauhe Lebensbedingungen, Ethnografie plus die Suche nach dem Ich.



**Natascha Perowa**, Cheflektorin des Verlags Glas, der russische Literatur in Englisch herausgibt und international anbietet

Es gab einmal in Europa eine Phase, da waren Bücher über China, die von im Ausland lebenden Chinesen geschrieben wurden, sehr beliebt. Das Gleiche ist mit Russland passiert. Nach der Perestroika begriffen die Verleger, dass es viel besser ist, Bücher herauszubringen, die nicht von, sondern über Russen geschrieben sind. Eine auf solche Art angepasste russische Wirklichkeit lässt sich erfolgreicher verkaufen.

**Welche Bücher waren beliebt und welche sind aus der Mode gekommen**



**Julia Gumen**

Der Trend auf dem Buchmarkt ändert sich alle halbe Jahre. Es gab mal eine Zeit, da kamen alle angelaufen und verlangten: „Gebt mir einen Tschetschenen-Roman! So was wie Turgenjew, aber in Tschetschenien.“ Damals kam „Asan“ (Benzinkönig) von Makanin heraus – man hatte den Eindruck, dass er das Buch mit Blick auf die Leser im Westen geschrieben hat.

**Natascha Perowa**

Zu Sowjetzeiten wurde russische Literatur – besonders antisowjetische – in großen Auflagen und für sehr hohe Honorare im Westen herausgegeben. Noch zu Beginn der 90er-Jahre kamen die Verleger zu uns und fragten: „Und wer wird der neue Tolstoi oder Dostojewski?“ Aber als ich ihnen dann unbekannt Namen nannte, zeigte sich, dass alle nur auf die prominenten Autoren schielten und ihrer eigenen Meinung nicht vertrauten. Die Textqualität spielt absolut keine Rolle.

**Wie sieht für Sie das ideale Buch eines russischen Schriftstellers aus**



**Julia Gumen**

Ein Roman, der auf einem hohen künstlerischen Niveau geschrieben ist, eine interessante Story hat und dessen Hand-

lung im zeitgenössischen Russland angesiedelt ist – so etwas verkaufe ich ohne Probleme.

Familiensagas sind auf dem Literaturmarkt immer angesagt: 20. Jahrhundert, drei Generationen, ein klassischer Sprachstil ... Wir können uns an „Lasars Frauen“, Marina Stepnovas neustem Roman, gar nicht genug erfreuen. Er erfüllt alle Erwartungen und verkauft sich sehr gut. Unlängst wurde ich einmal gefragt, ob ich denn nicht mit einem qualitativ hochwertigen Frauenliebesroman aufwarten könne. Ich war etwas konsterniert, weil es in Russland so etwas nicht gibt. Über die Gesellschaft, über Politik – kein Problem. Aber über die Liebe wird derart geschrieben, dass man das sogar mithilfe einer sensiblen Übersetzung nicht ausbügeln kann. Kommerziellen Trash gibt es in Europa schon zur Genüge – so etwas zu übersetzen ist wirtschaftlich nicht rentabel.

**Thomas Wiedling**

Der ideale russische Roman ist „Doktor Schiwago“ in einer zeitgenössischen Ausführung. Pasternak wird bis heute noch verlegt, in Italien und Deutschland sind vor Kurzem neue Übersetzungen erschienen. Das ist ein Roman über die menschlichen Grundwerte, und deshalb wird er wohl ewig populär sein. Haben Sie bemerkt, wie sich alle Welt auf die schwedischen Romane gestürzt hat, als Stig Larsson aufkam? Wenn es uns Agenten gelänge, einen neuen „Doktor Schiwago“ zu finden, wäre das das Zugpferd, das die gesamte russische Literatur hinter sich herziehen würde.

**Natascha Perowa**

Ein jedes Buch, das mit Talent geschrieben ist und allgemeinemenschliche Themen behandelt: Leben, Tod, Liebe, familiäre Beziehungen.

Welche russischen Schriftsteller könnten interessant sein? Realistisch betrachtet – kein einziger. Auf der Welt wartet man nicht auf russische Literatur, so wie man auch nicht auf irgendwelche andere Literatur wartet. Aber ich habe den starken Eindruck, dass man etwas unternehmen muss, damit die Menschen in anderen Ländern mehr über unsere Kultur erfahren und uns nicht länger für Bären halten.

**Jelena Ratschewa (Nowaja gaseta) exklusiv für openspace.ru**

**Putin, Korruption, Geheimdienst, die Mafia und die russische Seele. An den Themen und Helden der im Ausland populären russischen Bücher kann man besser als durch jede soziale Studie verstehen, wie der Westen Russland sieht und was er von diesem Land erwartet.**



„Die Bärenkavalerie“ – das Bild der Russen im Ausland? So sieht es der russische Blogger partizan74, der bei einem Internetwettbewerb die Karte eines Rollenspiels nach Stereotypen umgestaltete.

# Schnell lesen: Klassisches Buch gegen iPad & Co.

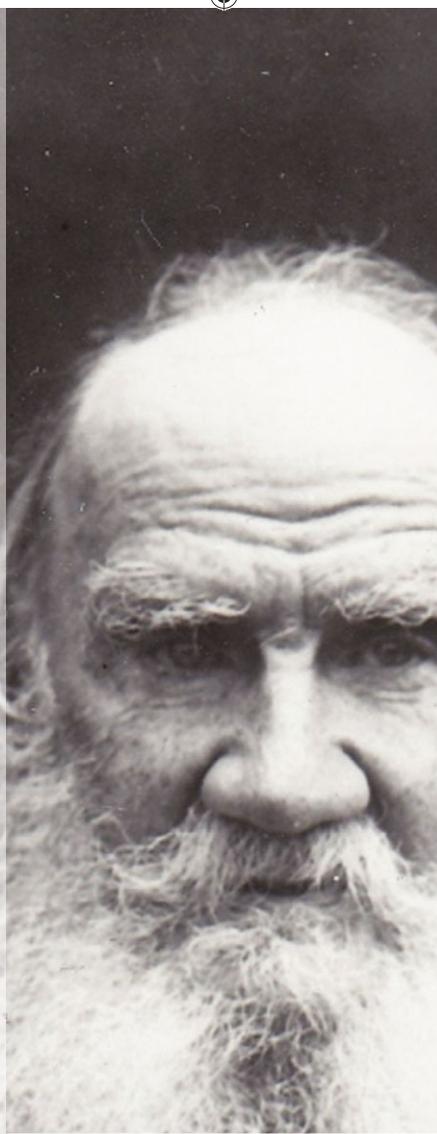
Der Absatz von E-Books hat stark zugenommen. Gleichzeitig entstehen völlig neue Buchformate.

Im Jahr 2001 schuf der russische Netzliterat und Medienkünstler Aleksroma ein Lesekunstwerk auf der Grundlage von Dostojewskis Klassiker „Der Idiot“. Aleksandr Romadanow, so der vollständige Name des Künstlers, präsentierte den gesamten Roman in Form eines Tickers, einer durchlaufenden elektronischen Zeile, wie man sie zur Annoncierung von aktuellen Nachrichten im Fernsehprogramm oder von Sonderangeboten im Supermarkt kennt.

Rund 24 Stunden dauerte es, sich den gesamten Text im buchstäblichen Sinne vor Augen zu führen. Der „tickende Idiot“ sei dabei nur der Anfang eines größer angelegten Projekts, so Aleksroma: Im Weiteren könne man etwa den berühmten Reiseroman des Literaten Alexander Raditschschew „Reise von Petersburg nach Moskau“ (1790) auf die Werbetafeln entlang der Autobahn zwischen den beiden Metropolen drucken und so zu einer Lektüre des Werks während der Fahrt anregen.

## Tolstoi kommt in der digitalen Ära an

Die Intention des Künstlers ist eine doppelte: Zum einen stellt Aleksroma in provokativ-ironischer Weise die Frage, wie die Lektüre klassischer Literatur in der digitalen Ära aussehen kann. Zum anderen geht es ihm um eine kritische Auseinandersetzung mit dem ästhetischen Potenzial von Medienkunst, die die verschiedenen Medienträger in ihrer Besonderheit oftmals nicht nutzen und die Inhalte banal von einem medialen Träger auf den anderen übertrage.



**Was Schnelligkeit und Genauigkeit der Informationsaufnahme angeht, stehen sich Print-Format, Tablet-PC und Smartphone in nichts nach."**

Die euphorischen Hoffnungen in der Medientheorie der 1990er-Jahre auf eine neue Lesekultur haben eine heftige Krise durchlaufen. Mit dem Hypertext als einer Form des verknüpfenden Schreibens waren Hoffnungen verbunden auf eine Emanzipation des Lesers vom alles bestimmenden Gestaltungswillen des Autors. Der Leser oder die Leserin sollten sich selbstbestimmt durch die verschiedenen Erzählstränge eines multiplen Romans klicken und damit innerhalb eines Werks unterschiedliche Handlungen er-

leben können. Die postmoderne Kritik an der Autorschaft und die Entwicklung der Kommunikationstechnologie schienen perfekt zu harmonieren.

Heute rufen diese Parolen nur noch ein nostalgisches, oftmals eher peinlich berührtes Lächeln hervor. Pragmatismus ist eingeleitet. An die Stelle der utopischen Hoffnung auf eine befreite Lesekultur trat der Kulturpessimismus der Skeptiker. Daran kann auch die Tatsache (noch) nichts ändern, dass sich mit den elektronischen Lesegeräten und insbesondere mit den Tablet-PCs und Smartphones das digitale Lesen vom Computer emanzipiert hat und die mobile Lektüre endlich beste technologische Voraussetzungen findet.

## Mehr Genuss bei gedruckten Büchern

Mit den kulturpessimistischen Äußerungen über die virtuelle Zerstreuung der Leserschaft hat unlängst eine empirisch basierte buchwissenschaftliche Studie der Universität Mainz aufgeräumt. Die Befragten äußerten zwar, dass sie beim Lesen eines gedruckten Buchs einen höheren Genuss empfänden. Was Schnelligkeit und Genauigkeit der Informationsaufnahme angeht, standen sich Print-Format, spezialisiertes Lesegerät, Tablet-PC und Smartphone jedoch in nichts nach. Die Lektüre am mobilen Lesegerät führt also keineswegs schnurgerade in die digitale Demenz.

Ist das E-Book, das mit elektronischer Tinte und seitengenaue Paginierung das „echte“ Buch eins zu eins imitiert, aber nun lediglich ein neuer medialer Kanal für die Verbreitung literarischer Inhalte? Oder gibt es schon Formate, die nicht einfach das traditionelle Erscheinungsbild des gedruckten Buchs simulieren, sondern die einen ästhetischen Mehrwert generieren? Die eine spezifische Technologie nutzen, um neue Inhalte in neuer Form wiederzugeben?

Der russische Verlag mit dem sprechenden Namen HokusPokus zum Beispiel bietet aufwendig gestaltete literarische Werke exklusiv für iPads und iPhones an. Die Texte sind reich illustriert und typografisch raffiniert gestaltet. HokusPokus konzentriert sich dabei auf mittlere Prosa-



formate, insbesondere Erzählungen, die – so die These – zwischen Roman und SMS-Kurznachricht in der aktuellen Gattungsnomenklatur einen schweren Stand hätten. Als eines der ersten iPad-Bücher erschien eine Erzählung des Schriftstellers Zakhar Prilepin namens „Liebe“. Neben dem Text erschienen den Bildschirm füllende Illustrationen der Künstlerin Warwara Poljakowa.

### Ein Katzencomic namens „iCat“

In der ästhetisch herausfordernden multimedialen Gestaltung der Texte liegt die offensichtliche Chance der auf dem Tablet präsentierten Literatur. So gab der Verlag des bekannten russischen Webdesigners Artjemi Lebedjew ein eigens für das Apple-Gerät produziertes Katzencomic von Oleg Tischtschenkow heraus, mit dem passenden Titel „iCat“ (russisch „iKot“). Für die frühen Hypertext-Propheten wäre die hier praktizierte Form der Interaktivität allerdings vermutlich lediglich ein konsumistischer Trick. Denn eigene Kreativität lässt sich in die hübsch illustrierten und animierten iPad-Werke nicht einbringen.

Der Markt für Tablet-PCs in Russland wächst. Laut der Tageszeitung Wedomosti wurden im ersten Halbjahr 2012 rund 800000 Geräte verkauft, was einem Zuwachs von über 300 Prozent entspricht. Apple bleibt mit seinem iPad Marktführer, allerdings holt die heimische Konkurrenz und jene aus Asien auf. Ausschlaggebend sind nicht zuletzt deren wesentlich günstigere Preise.

Ökonomisch ist angesichts der Marginalität des sich noch entwickelnden Segments besondere Kreativität gefragt, um die neuen Buchformate auch unter die Leser zu bringen. Es ist eben doch mehr als Zauberei, Bücher zu verkaufen, wie auch HokusPokus feststellen musste. Das Businessmodell der illustrierten iPad-Prosa erwies sich als ökonomisch schwierig. Initiator Maksim Kotin tat sich jüngst mit dem Internetportal Slon.ru zusammen, um die eigene digitale Buchproduktion voranzutreiben und zu vermarkten. Das entstandene Projekt trägt den programmatischen Namen „Fastbook“. Es greift über den Bereich der Belletristik hinaus und präsentiert Essays und politische Reportagen von aktueller Brisanz. Die schnellen Bücher setzen bewusst auf Mittelmaß, allerdings nicht im qualitativen, sondern im quantitativen Sinn. „Fastbooks“ ähneln Erzählungen oder Novellen, aber ihre Helden sind von heute und die Geschichten sind echt.“ So wird die neue Buchgattung auf der Website des Projekts beschrieben. Eines der ersten schnellen Bücher ist denn auch der Le-

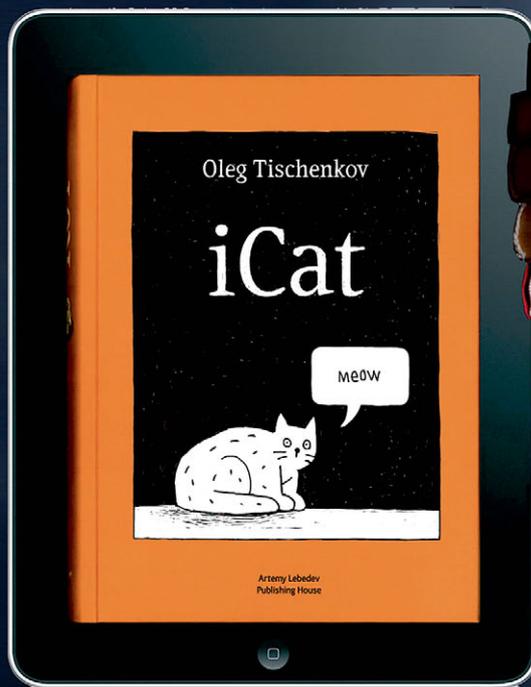
bensroman der prominenten Fernsehmoderatorin Olga Romanowa, verfasst von der Journalistin Swetlana Reiter. Unter dem Untertitel „Wie die populäre Fernsehmoderatorin zur Schatzmeisterin der Opposition wurde“ zeichnet die Autorin den Lebensweg ihrer Protagonistin von der Glamourgesellschaft zur Protestkultur nach.

„Fastbook“ ist die russifizierte Variante des von Amazon bereits vor einigen Jahren erfundenen Genres des Kindle Singles, des selbstständig publizierten Buchs von mittlerer Länge. Doch Kotin will das amerikanische Modell rundum verbessern, insbesondere die ästhetische Gestaltung.

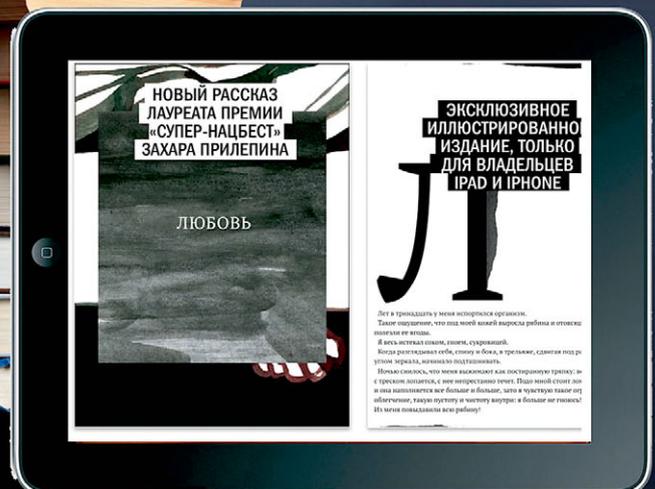
Die Autorin



Henrike Schmidt arbeitet am Peter Szondi-Institut in Berlin. Ihre Schwerpunkte sind russische und bulgarische Literatur, avantgardistische Lyrik und die digitalen Kultur.



Inhalte konsumieren statt Buchlesen: junge Leserin im Gorki-Park (links), eBooks für das iPad (oben, rechts)



# Aljoscha Karamasow und die Band Pussy Riot

Sachar Prilepin, in 14 Sprachen übersetzt und einer der wichtigsten Gegenwartsautoren Russlands, verzweifelt über die Ignoranz der westlichen Leser gegenüber seinem Land.

Es ist nur dann Russland, wenn es den Stereotypen entspricht. Wie in den Hollywood-Klassikern „Brüder Karamasow“ ...

**G**anz allgemein gesagt: Die russische Gegenwartsliteratur als Erbin der klassischen russischen Literaturtradition ist in Europa und Übersee gar nicht existent. Vor Kurzem veröffentlichte Die Zeit eine Liste. Sie enthält die in den Nachkriegsjahrzehnten entstandenen Texte, die zusammengenommen den „europäischen Literaturkanon“ bilden. Zu diesem Kanon zählt Gott weiß wer, Russland ist allerdings mit ganzen zwei Texten vertreten: Alexander Solschenezyns „Archipel Gulag“ und „Doktor Schiwago“ von Boris Pasternak. Zwei

„Krieg und Frieden“ ...



Werke, die, gelinde gesagt, nicht neu und zudem, wie ich meine, in keiner Weise tonangebend für die russische Literatur der jüngsten Vergangenheit sind. Russische Gegenwartsautoren interessieren ausländische Leser nur am Rande. Wie überhaupt ganz Russland als langweilige, nur eben sehr große Peripherie wahrgenommen wird. Da hat es irgendwann einmal die schreckliche Sowjetunion gegeben. Dann kam der gute Gorbatschow (den, wie anzumerken ist, in Russland 99 Prozent der Bevölkerung hassen), danach der ewig betrunkene, aber nicht schlechte Jelzin (den neun von zehn Bürgern Russ-

oder „Doktor Schiwago“



lands ebenfalls verachten). Jetzt gibt es dort Putin, der Deutsch spricht und so tut, als sei er sehr grimmig (was in Wirklichkeit natürlich nicht stimmt). Jedenfalls steht Russland, was das Interesse für seine Kultur anbelangt, heute auf einer Stufe mit irgendeinem unbekanntem afrikanischen Land. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Phänomen des Schriftstellers Nicolai Lilin. Die aus Lilins Feder stammenden Werke sind zwar nach der Menge der darin enthaltenen Dummheiten und Lügen kaum zu toppen, wurden jedoch im Westen begeistert aufgenommen und avancierten zu Bestsellern. Ohne jemals in Tschetschenien oder in der sibirischen Verbannung gewesen zu sein, fabuliert Lilin wie Baron Münchhausen drauflos – und alle oder fast alle glauben seine Flunkereien. Hollywood will das Ganze sogar verfilmen! Ja habt ihr denn völlig den Verstand verloren dort drüben? Auch von Russland aus schaut man hingerissen auf Lilins Aufstieg. Immerhin entspricht er russischen „Literaturtraditionen“. In Gogols „Revisor“ treibt ein Chlestakow als falscher Revisor sein Unwesen, und in den Romanen von Ilja Ilf und Jewgeni Petrow agiert ein gerissener Ostap Bender. Beides Emporkömmlinge, die den einfältigen russischen Staatsdienern und den sowjetischen Bürokraten Bären aufbinden. Nur dass jetzt gutgläubige westliche Leser die Rolle der Gelackmeierten übernehmen.

Russland mag ein unzivilisiertes Land sein, aber – mein Ehrenwort! – es ist undenkbar, dass dort ein Roman erscheint, in dem ein deutscher Gegenwartsautor beschreibt, wie sich ein Trupp greiser SS-Leute samt Kindern und Enkeln in den Wäldern rund um Berlin versteckt hält und – zu Wagner-Musik, Blechtrommelgetöse sowie der Rezitation von Ernst-Jünger-Texten – vorbeifahrende Züge ausraubt – und sämtliche russische Leser würden glauben, das

sei wahr. Die Verleger schrieben im Klappentext: „Das sind die Kinder des Step-penwolfs, das Werk ist eindrucksvoller als Goethes ‚Faust‘.“ Alle würden den Bluff durchschauen. Aber in Europa geht auch so etwas durch. Die größte Popularität erlangen oft aufgebauschte Spintisiereien, die in Russland kein Mensch liest. Die Beobachtung der westlichen Buchindustrie und der Präsenz der russischen Literatur im Westen hat mir eine gewisse Vorstellung vermittelt, wie man den breiten Massen einen Schriftsteller aus Russland schmackhaft machen muss. Ganz gleich welches Thema – auf dem Einband sollte unbedingt stehen: „Hier schreibt ein Sohn Aljoscha Karamasows.“ Oder: „Wir haben es mit einem Bruder der Pussy-Riot-Musikerinnen zu tun.“ Oder: „Anna Politkowskaja hat dieses Werk geliebt.“ Der Erfolg des Buches ist damit nicht garantiert, doch der Blick von Hunder-



ten Lesern bleibt todsicher am Umschlag hängen, und Sie werden blättern auf der Suche danach, wo denn nun etwas über Pussy Riot steht oder beschrieben wird, wie Putin Politikowskaja umgebracht hat. Selbst auf die Gefahr hin, Sie zu enttäu-

**„Der westliche Leser hat die russische Literatur ins Herz geschlossen wegen ihrer idealistischen Grundhaltung, wegen ihrer festen Vorstellung von Gut und Böse.“**

schen, muss ich Einiges klarstellen. Politkows-aja war eine geniale Frau, wir haben bei derselben Zeitung gearbeitet, uns jedoch nicht besonders gut gekannt. Ihren Tod habe ich als persönliche Tragödie empfunden. Politikowskaja fehlt Russland sehr. Sie hat die Messlatte der Redlichkeit und Kompromisslosigkeit fast unerreichbar hoch gelegt. Aber die Bedeutung, die der Westen ihr beimisst, entspricht nicht ihrer Wahrnehmung in Russland. Für die meisten Bürger sind ihr Name und ihre Rolle nicht maßgeblich.

Noch trauriger ist der Fall Pussy Riot. Was ich dazu zu sagen habe, wird Sie noch mehr enttäuschen. Die Mehrheit der Bürger Russlands ist sich der Unverhältnismäßigkeit zwischen Tat und Strafe bewusst, betrachtet die Handlung der drei Frauen aber als ethisch und ästhetisch schlicht ungeheuerlich.

Für uns in Russland ist klar, dass Aljoscha Karamasow und die Band Pussy Riot zwei völlig verschiedene Pole der Weltwahrnehmung darstellen.

Bei Dostojewski figuriert ein Protagonist namens Smerdjakow, ein illegitimer Bruder der Karamasows. Sollten Sie das Sujet des Romans noch nicht vergessen haben, denken Sie ein wenig über diese Gestalt nach. Vielleicht verdeutlicht Ihnen das Etliche an der heutigen Lage in Russland.

Die russische Literatur wird heute von apokalyptischen Vorahnungen heimgesucht, gleichzeitig befindet sie sich auf der Suche nach der fast verlorenen Tradition. Sowohl der russische Leser als auch der russische Schriftsteller sind die unaufhörlichen, jahrelangen Verunglimpfungen und Schmähungen, die niederträchtige Narretei und fortwährende Spöttelei leid. Die öffentliche Vorführung der nationalen Eiterbeulen dreht einem das Innerste um. Die Blumen des Bösen erfreuen niemanden mehr, ihr Geruch ist allen zuwider. Die Ästhetik der Zersetzung hat ihre Faszination verloren.

Aber war sie denn für Alexander Puschkin, Lew Tolstoi oder Anton Tschechow jemals faszinierend?

Der westliche Leser hat die russische Literatur ins Herz geschlossen wegen ihrer ebenso unerklärlichen wie unerschütterlichen Empfänglichkeit für die Präsenz des Göttlichen in der Welt, wegen ihrer idealistischen Grundhaltung, frei von Dogmatik und Belehrung, wegen ihrer festen Vorstellungen von Gut und Böse. Jeder große russische Schriftsteller ist konservativ, neigt oft nicht zu übermäßiger Toleranz, gebärdet sich schroff. Aber das gilt nicht allein für uns Russen. Gerade habe ich in einem Brief meines Lieblingsautors Thomas Mann die Worte gelesen, es liege etwas Klägliches in der Selbstgeißelung und der Verneinung der deutschen Größe. Dies möchte ich auf das heutige Russland übertragen wissen.

Nun lässt sich wahrscheinlich nicht mehr vermeiden, einige konkrete Namen anzuführen, damit mir niemand vorwirft, ich bleibe in unserem Gespräch über die Literatur zu allgemein. Es gibt etliche Autoren, die von der großen russischen Spra-

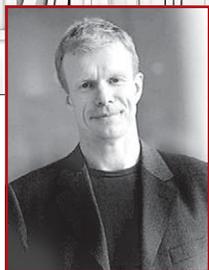
che und Literatur beflügelt sind. Es gibt hervorragende Arbeiten einer ganzen Autorenplejade aus der Generation der Vierzigjährigen. Michail Tarkowski mit seinen sibirischen Novellen. Alexander Terechow, von dem der bedeutende Roman „Kamenny most“ (Die steinerne Brücke) stammt. Alexej Iwanow mit seinem nicht minder bedeutenden Werk „Bluda i MUDO“. Dmitri Bykow, der die epochalen Romane „Oprawdanije“ (Die Rechtfertigung) und „Ostromow“ vorlegte, oder Alexander Kusnezow-Tuljanin mit seiner unbestritten klassischen Saga „Jasytschnik“ (Der Heide).

Meister des Wortes aus der älteren Generation wie etwa Andrej Bitow, Valentin Rasputin oder Eduard Limonow könnten den Literaturnobelpreis für sich beanspruchen. Doch wie heißt es so schön in Russland: „Klar würde er was essen, aber wer gibt ihm schon was.“

Es hat sich historisch ergeben, dass die russische Literatur in Gemeinschaft mit der großen und finsternen russischen Staatlichkeit nach Europa gelangt ist. Zuerst die Kosaken in Paris, die Teilungen Polens, des „Gendarms Europas“, darauf folgten Dostojewski und Turgenjew. Danach die Russen im Kosmos, der Gulag, sowjetische Panzer in Ungarn, danach wieder Bulgakow und Scholochow.

Ich würde mir wünschen, dass wir endlich ohne Panzer und Kosaken auskommen. Dass wir einander einfach deshalb lesen, weil wir gute Beziehungen zueinander pflegen und keine schlechten Bücher schreiben.





Andreas Tretner, geboren 1959 in Gera, übersetzte unter anderem Werke von Viktor Pelewin, Vladimir Sorokin und Boris Akunin, Alexander Etkind und Jáchym Topol. 2001 erhielt er den Paul-Celan-Preis des Deutschen Literaturfonds e.V.



Dorothea Trottenberg, geb. 1957 in Dortmund, übersetzte unter anderem Werke von Lew Tolstoi, Iwan Bunin, Wladimir Sorokin und Boris Akunin. Auch sie bekam 2012 den Paul-Celan-Preis des Deutschen Literaturfonds e.V. verliehen.

## Russische Sprache, schwere Sprache

Im Interview sprechen die preisgekrönten Übersetzer Andreas Tretner und Dorothea Trottenberg über die ganz besonderen Herausforderungen bei der Übersetzung russischer Werke ins Deutsche.

**Die bekannte Übersetzerin Swetlana Geier hat den Spruch geprägt: „Nase hoch beim Übersetzen“. Sie meinte damit, dass man sich innerlich nicht zu sehr am Wortlaut des Originals orientieren soll. Wie sieht der Übersetzungsalltag bei Ihnen aus, und folgen Sie auch einer solchen Maxime?**

Andreas Tretner: Die Maxime von Frau Geier gefällt mir eigentlich gut. Es ist dabei sicher nicht gemeint, dass man ungenau übersetzen sollte, sondern dass es um den Gedanken hinter dem Werk geht, der übersetzt werden soll, und erst in zweiter Linie um den exakten Wortlaut.

Dorothea Trottenberg: Ich versuche schon, relativ nah am Text zu arbeiten. Das hängt natürlich vom Material ab. Bei Tolstoi mit seinen langen Satzperioden versuche ich zum Beispiel, auch dieses Stilmittel beizubehalten und nicht alles in Einzelsätze zu unterteilen. Ich hatte kürzlich mit Pelewin Kontakt, ich übersetze gerade ein Buch von ihm, und er antwortete auf meine Fragen, dass es ihm nicht so wichtig sei, ob alles wörtlich übersetzt werde. Es ginge mehr um den guten sprachlichen Ausdruck und Klang. Es ist immer auch eine Frage der Selbstdisziplin, dass einem der eigene Stil nicht in das Werk durchbricht.

**Sie übersetzen moderne russische Literatur. Welche Übersetzungen fielen Ihnen besonders schwer, welche besonders leicht?**

Trottenberg: Man kann nicht sagen, etwas wäre besonders leicht. Selbst ein Krimi, zum Beispiel einer von Akunin, den ich übersetzt habe, wirkt zuerst nur wie eine leichte Aufgabe und hat dann doch sehr eigene Herausforderungen. Jedes Mal muss man eine andere Brille aufsetzen und andere Hilfsmittel verwenden – sich ganz einlassen auf den Text.

Tretner: Ich denke, die Idealsituation ist sogar, dass man anfangs denkt, das ist das

Schwerste, was mir je passieren wird, und es dann Schritt für Schritt leichter wird, je mehr man sich einarbeitet. Ein usbekischer Autor, den ich übersetzen sollte, hat so stark mit surrealistischen Bildern gearbeitet, dass ich ihn zunächst gar nicht

**Das Russische ist oft sehr elliptisch, und ich stehe immer wieder in der Versuchung, den unausgesprochenen Kontext auszuformulieren."**

verstanden habe. Übersetzen ist dann wie blindes Autofahren. Ich musste ganz anders herangehen als sonst, mehr über das Ohr und den Rhythmus des Textes, bis er sich dann erschlossen hat und sich plötzlich leichter zu übersetzen anfühlte.

**Die russische Literatursprache ist dafür bekannt, Wichtiges „zwischen den Zeilen“ mitzuteilen, was sich oft nur denen erschließt, die sich in der russischen Sprache wie Kultur heimisch fühlen. Welche Dinge halten Sie für unübersetzbar, und welche Wege gehen Sie, wenn Sie vor einem solchen Problem stehen?**

Tretner: Ich würde nicht sagen „zwischen den Zeilen“, denn die russische Literatursprache erlaubt einen vergleichbar reichen Ausdruck wie die deutsche, der sich erschließt, ohne dass man alle kulturellen Eigenheiten, Tabus und Wendungen kennen muss. Da ist etwa das Bulgarische

ganz anders. Aber die Anredekultur im Russischen ist ein gutes Beispiel: Die Feinheiten der Koseformen bei Vornamen wie in Schischkins Briefroman „Briefsteller“, in dem die Anrede von Sascha zu Saschenka zu Saschka hin und her wandert, und ihre Bedeutungen bringen den Übersetzer ins Schwimmen, da er weiß, dass er ihre Aussage nie in dieser Kürze vermitteln kann.

Trottenberg: Das Russische ist oft sehr elliptisch, und ich stehe immer wieder in der Versuchung, den unausgesprochenen Kontext auszuformulieren und viel mehr Worte zu verwenden. Aber das Wort „unübersetzbar“ trifft es nicht. Es geht zwar immer etwas verloren, aber ich konzentriere mich lieber darauf, was ich übersetzen kann, statt auf das, was dabei verloren geht. Es gibt zum Beispiel Gesten, die in Sprache gefasst sind, die im Russischen sehr aussagestark sind. Wenn ein Russe beim Zählen an der Hand die Finger einknickt, sagt das im Originaltext viel aus, aber wie erkläre ich diese Geste im Deutschen, ohne dass sie übererklärt wirkt und den Sprachfluss unterbricht? Es ist ein Kontext, der im Deutschen automatisch und logischerweise fehlt. Alles Nonverbale, das im Russischen mit ein, zwei Worten schnell skizziert ist, wird immer eine große Herausforderung für mich als Übersetzerin bleiben.

Das Gespräch führte Balthasar von Weymarn.

Der Autor



Der diplomierte Filmproduzent der Hamburg Media School Balthasar von Weymarn arbeitet als Dramaturg für Filmproduktionen, produziert Hörspielreihen und schreibt für diverse Zeitungen. Er lebt in Berlin.

# Günter Grass

## zum 85.

Der Roman „Die Blechtrommel“, der dem jungen Schriftsteller Günter Grass Weltruhm eintrug, erschien in russischer Sprache erst 1997, fast 40 Jahre nach seiner Veröffentlichung in Deutschland. Gleichzeitig fanden auch die anderen Teile der „Danziger Trilogie“ ihren Weg zu den russischen Lesern.

Die 1961 entstandene Novelle „Katz und Maus“ bildete den Ausgangspunkt für die Probleme, die Günter Grass mit sowjetischen Veröffentlichungen hatte. Die populäre Monatszeitschrift Inostrannaja literatura (Ausländische Literatur) druckte den Text in der Maiausgabe des Jahres 1968. Grass konnte insofern von Glück reden, als bereits kurze Zeit später überhaupt keine Veröffentlichung mehr möglich gewesen wäre, da seine Werke in der Sowjetunion verboten wurden. Insbesondere deshalb, weil Grass die Besetzung der Tschechoslowakei durch sowjetische Truppen scharf verurteilte. Und die Episode, an der auch die deutschen Kritiker den größten Anstoß genommen hatten, verschwand in der russischen Übersetzung ganz einfach, daneben gab es Dutzende punktueller Kürzungen.

Grass zeigte sich unzufrieden und erhob öffentlich Protest gegen die Eingriffe der Zensur, womit er den sowjetischen Herausgebern für lange Zeit die Lust nahm, gegebenenfalls einen internationalen Skandal zu riskieren.

Der Schriftsteller besuchte die Sowjetunion erstmals im Sommer 1970 im Zuge eines Treffens von Kulturschaffenden und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens



Echo Moskaus übertrug – simultan gedolmetscht – das Gespräch zwischen Grass und Ulrich Wickert in der ARD.

aus der BRD, der DDR und Polen. Die sowjetischen Initiatoren wollten partout Grass und den Spiegel-Herausgeber Rudolf Augstein nicht einladen, doch die deutsche Seite stellte faktisch ein Ultimatum: Entweder Grass und Augstein kommen nach Moskau, oder die Konferenz findet überhaupt nicht statt. Die Befürchtungen der sowjetischen Offiziellen waren nicht unbegründet. Grass erwies sich als extrem unnachgiebiger Opponent und scharfzüngiger Polemiker. Augstein gab später

gern und sehr unterhaltsam seine Erinnerungen an den Grass jener Moskauer und Leningrader Tage zum Besten.

In der Zeit nach der Perestrojka verschwanden die Probleme für Günter Grass in Russland nicht sofort. Einerseits funktionierte die Selbstzensur gewohnheitsmäßig weiter: In sämtlichen sechs russischen Ausgaben des „Tagebuchs einer Schnecke“ hieß es statt „Freislerfinger an Lenins Hand“: „Zeigefinger der Lenins Hand“. Offenbar empfand man es als deplatziert, dass die Gestik des kommunistischen Führers mit dem blutrünstigen Vorsitzenden des Volksgerichtshofs Roland Freisler in Verbindung gebracht wurde.

Die jüngsten Bücher des Autors, etwa die Novelle „Im Krebsgang“ oder die autobiografischen Erinnerungen „Beim Häuten der Zwiebel“ sind in einigen Fällen fast zeitgleich mit den deutschen Ausgaben erschienen. Die Unmittelbarkeit und Frische der Rezeption rückte seine Werke ins Zentrum des öffentlichen Interesses. „Im Krebsgang“ löste eine geradezu unglaubliche Welle von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln aus, vor allem aber unzählige Diskussionen in Blogs und Internetforen, die bis heute anhalten.

Interessiert verfolgten die russischen Leser auch die Kontroversen in Deutschland. Der Hörfunksender Echo Moskaus übertrug – simultan gedolmetscht – das Gespräch zwischen Grass und Ulrich Wickert in der ARD. Anschließend trat die Redaktion in einen Dialog mit den Hörern und startete eine Telefonabstimmung, bei der die Hörer gefragt wurden, ob Grass' Eingeständnis seiner Zugehörigkeit zur Waffen-SS für sie das gesamte literarische Schaffen des Autors entwerte. Die Beteiligung war enorm, und die zahlreichen Anrufer legten seltene Einmütigkeit an den Tag: 95 Prozent sprachen sich zugunsten des Schriftstellers aus. Das Gesagte gilt nicht nur für die beiden Metropolen Moskau und St. Petersburg. Ich hatte

Gelegenheit, im sibirischen Krasnojarsk eine Grass-Ausstellung zu eröffnen. Bereits zur Vernissage versammelte sich eine unerwartet große Besucherschar.

Wir Aussteller sind uns erst mit Verspätung bewusst geworden, welchen Einfluss Günter Grass auf die Schriftsteller und Leser in anderen Ländern ausübt. Aber immerhin, wie lautet doch das russische Sprichwort? Besser spät als nie.

**Boris Chlebnikow**

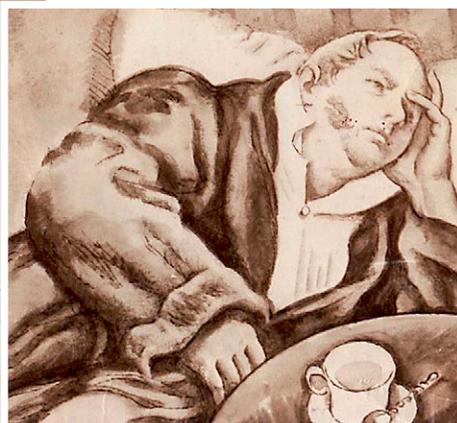
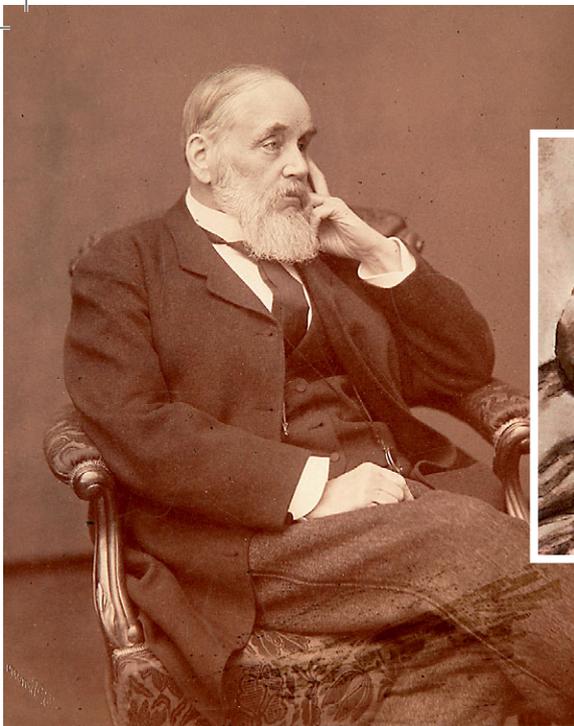


In St. Petersburg: Schriftsteller Daniil Granin (links), Grass-Übersetzer Boris Chlebnikow (Mitte) und Günter Grass (rechts)

*Boris Chlebnikow, renommierter Germanist und Medienexperte, Vizepräsident der Europäischen Akademie für Zivilgesellschaft, übersetzte Günter Grass, Heinrich Böll und Gerhard Lenz ins Russische und machte sie in Russland bekannt.*



Ob in der Kunst (links) oder im Film (rechts): Die Begeisterung für Oblomow ist ein Russland-Enigma.



## Mit „Oblomow“ ins einundzwanzigste Jahrhundert

**W**enn das Iwan Gontscharow wüsste! Sein „Oblomow“ – dieses „unsterbliche Buch“, ein „Meilenstein“ in der Geschichte des europäischen Romans, wie Rezensenten anlässlich der Neuausgabe schrieben – liegt nun in der achten deutschen Übersetzung vor. Ein Arbeitsbericht der Übersetzerin Vera Bischitzky.

Wäre der Autor alt geworden wie Methusalem (im Juni 2012 haben wir seinen 200. Geburtstag gefeiert), er hätte die neue wie auch alle früheren Übersetzungen des Buches ins Deutsche (und in andere Sprachen) möglicherweise verhindert, wie wir aus einem Brief wissen, den er 1868 schrieb: „Gestern wies mich Stasjuslewitsch im Schaufenster eines Buchladens auf die Übersetzung des ‚Oblomow‘ hin, die gerade erschienen ist. Ich kann es nicht ertragen, mich übersetzt zu sehen: Ich schreibe für russische Leser, die Aufmerksamkeit der Ausländer schmeichelt mir keineswegs. Mit Deutschland haben wir keine Konvention, sonst hätte ich es nicht gestattet.“

Warum nahm er eine so ablehnende Haltung ein, wenn es um die Übersetzung seiner Werke ging? Auch darüber gibt er Auskunft. Er war der Ansicht, Lesern eines anderen Kulturkreises würden seine Bücher fremd bleiben, deren Protagonisten, Sitten oder Kolorit eng mit der russischen Lebenswirklichkeit verknüpft seien. „Jeder Autor [...] verliert in der Übersetzung in eine fremde Sprache“, schreibt er, „je volkstümlicher, nationaler er ist, desto dürftiger wird er in der Übersetzung.“

Ob er mir wohl verzeiht, dass ich mich über diese seine Befürchtung hinweggesetzt und auf das Wagnis einer weiteren Übersetzung eingelassen habe? Vielleicht hätte es ihn zumindest erfreut, dass der neuen deutschen Ausgabe ein umfangreicher Anhang beigegeben ist, der nicht nur versucht, die Realien der Zeit zu beleuchten, sondern auch zahlreiche biografische Parallelen zwischen Leben und Werk aufzuzeigen. Auf diese Fährte hat er mich übrigens durch eine autobiografische Äußerung in seinem Essay „Lieber spät als nie“ selbst gesetzt: „Ich [...] beschrieb nur das“, heißt es dort, „was ich erlebte und dachte, was ich fühlte, liebte, was ich aus der Nähe gesehen und erfahren habe.“

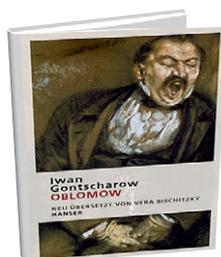
Für die Reise mit Ilja Iljitsch Oblomow über Sprachbarrieren, Zeit- und Ländergrenzen hinweg war ein ganz besonderer Kraftakt vonnöten. Oblomow ist ja seit jeher dafür bekannt, sich um keinen Preis vom Fleck zu bewegen – erst recht nicht in die Fremde! Als sein Arzt ihm vorschlug, ins Ausland zu reisen, war er entsetzt: „Ich bitte Sie, Doktor, ins Ausland! Wie soll das gehen?“ Wieso sollte unser Held also ausgerechnet mir nach Berlin folgen wollen? Wie sehr, dachte ich mir, würde er vor unserem hektischen Alltag zurückschrecken, vor dem Gedränge, der allgegenwärtigen Beschallung (er, der doch die Stille über alles liebte), vor der Hast auf den Bahnhöfen, den lästigen Sicherheitskontrollen auf den Flugplätzen, wo er ganz ohne die Hilfe seines legendären Dieners Sachar würde auskommen müssen, wenn es hieße, Reisemantel, Jacke, gar Schuhe auszuziehen. Dennoch habe ich mich tollkühn dazu entschlossen, Ilja Iljitsch noch einmal zu einer Grenzüberquerung gen Westen zu überreden.

Die im Roman dargestellten Probleme sind ja keineswegs auf Russland beschränkt. Es ist ein universales Werk, das schildert, wie ein Mensch an sich selbst scheitert, die Diagnose lautet „Oblomowerei“. Lange vor Freud analysiert Gontscharow die Ursachen dieses Scheiterns. Es ist aber auch

ein Buch über die Gleichgültigkeit der Welt, über Eitelkeit, Lug und Trug, über das leere Getriebe des Gelderwerbs und – bei aller Kritik an den Verhältnissen des russischen Feudalsystems, an Oblomows Lethargie und an seiner elitären Anspruchshaltung – ein Buch über einen romantischen Schwärmer. Oblomow liegt auf dem Diwan und träumt ... von einer friedlichen, idyllischen Welt, in der alle Menschen Brüder sind ... Man kann ihn belächeln, aber es ist ein Lächeln unter Tränen.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die sich dem Irrsinn ihrer Zeit zu entziehen versuchen und der Heuchelei, der Bosheit, dem Streben nach Erfolg um jeden Preis eine Abfuhr erteilen. Wer dächte vor dem Hintergrund von Bankenkrise und der Jagd nach Kapitalvermehrung unserer Tage nicht an den Dialog zwischen Oblomow und seinem Freund Andrej: „Irgendwann wirst du aufhören zu arbeiten“ [...]. „Ich werde nie aufhören. Warum auch?“ – „Wenn du dein Kapital verdoppelt hast“, sagte Oblomow. „Selbst wenn ich es vervierfache, höre ich nicht auf.“ Sind es nicht die Andrejs dieser Welt, die die Gesellschaft in den Abgrund reißen? Und wie aktuell mutet es angesichts des Burnout-Syndroms an, wenn Oblomow verwundert über den Aktionismus im Hamsterrad des Gelderwerbs wieder und wieder fragt: „Wo bleibt da der Mensch? In wie viele Stücke will er sich zerreißen und zerfallen?“

Man muss ja nicht gleich zum Oblomow werden, um sich ein wenig mehr in der Kunst der Gelassenheit zu üben.



*Iwan Gontscharow: „Oblomow“. Roman in vier Teilen. Herausgegeben und aus dem Russischen neu übersetzt von Vera Bischitzky. Carl Hanser Verlag 2012. 840 Seiten*



**Die Autorin**

*Vera Bischitzky arbeitet als Publizistin, Lektorin und literarische Übersetzerin in Berlin. Für die Neuübersetzung von Gogols „Tote Seelen“ erhielt sie 2010 den Helmut-M.-Braem-Preis.*

Vladimir Nabokovs  
Jahre in Berlin

# Der talentierte Herr Sirin

**I**m Spätsommer 1922 traf der 23-jährige Vladimir Nabokov eine folgenschwere Entscheidung: Er zog von England nach Berlin. In den 15 Jahren, die er hier verbrachte, wurde er zum Schriftsteller, und die Stadt hat mehr Spuren in seinem Frühwerk hinterlassen, als es auf einen flüchtigen Blick scheinen mag.

1922 war für ihn ein tragisches Jahr. Die aus St. Petersburg stammende, sehr wohlhabende, kosmopolitisch denkende und kunstsinnige Familie war 1918 emigriert. Der Vater, Jurist und liberaler Duma-Abgeordneter, hatte es nicht vermocht, in London Fuß zu fassen und übersiedelte nach Berlin, wo sich in den frühen 20er-Jahren über 300 000 Russen aufhielten, die nach der Oktoberrevolution geflohen waren. Vladimir, der Sohn, studierte in Cambridge, kam aber zu gelegentlichen Besuchen an die Spree, wo es viele russische Verlage und Zeitungen und eine rege politische Aktivität der Emigranten gab, an der sich der Vater beteiligte.

Am 28. März wohnte der Vater in der Philharmonie dem Vortrag eines Exilpolitikers bei. Als ein Attentäter auf den Referenten schoss, versuchte Nabokov diesen zu entwaffnen, wurde aber tödlich getroffen. Der mutige Retter wurde auf dem russischen Friedhof im Bezirk Tegel beigesetzt. (Das Grab ist erhalten.) Einige Monate später übersiedelte Nabokov



junior in die deutsche Hauptstadt. Er begann mit Publikationen in der russischen Exilpresse, schrieb Liebesgedichte und Erzählungen. Seine Texte veröffentlichte er unter dem Pseudonym V. Sirin, nach dem Zaubervogel einer russischen Sage.

Zum Leben reichten die literarischen Einkünfte nicht. So versuchte er sich als Tennis- und Boxtrainer, spielte als Torwart in einer Fußballmannschaft. Überdies verdiente er als Komparse in den Babelsberger Studios Geld. Fotos zeigen Nabokov als eleganten, sehr melancholischen, stets adrett gekleideten Dandy, dessen Erscheinung auch auf der Leinwand wirksam gewesen sein muss.

Mitte der 20er-Jahre wird Paris bedeutsamer als

Zentrum der russischen Emigration, Nabokov bleibt jedoch in Berlin – und der russischen Sprache treu. Angeblich soll er sich von deutschen Einflüssen abgeschottet haben. Schaut man genauer hin, findet man in seinem Frühwerk jedoch wunderbare Beschreibungen von Stadtleben und Natur dieser Metropole wie bei kaum einem deutschen Zeitgenossen dieser aufgeregten und gar nicht so goldenen Jahre.

Im Mai 1923 lernte Nabokov die russische Jüdin Vera Slonima kennen. Im Frühjahr 1925 heirateten sie, verbrachten ihre Ferien wie so viele Berliner an der Ostsee. 1934 wurde in Berlin der Sohn Dmitri geboren, später Opernsänger und Nachlassverwalter des Vaters.

Seinen Durchbruch erzielte Nabokov 1925 mit dem Roman „Maschenka“, der 1928 als „Sie kommt – kommt sie?“ auf Deutsch erschien. Nach dem großen Erfolg von „König, Bube, Dame“ erhielt er genügend Tantiemen und musste fortan keine Gelegenheitsjobs mehr annehmen.

1937 wurde die Atmosphäre in Berlin immer unerträglicher, und die Familie verließ das Land, lebte an der Côte d'Azur, dann in Paris, nahm aber schließlich den Weg über London in die USA und entging so den Kriegsjahren in Europa. Mit dem in Paris begonnenen Roman „Das wahre Leben des Sebastian Knight“ begann Nabokovs englische Periode, der von nun an unter seinem wahren Namen veröffentlichte. Der Sprachwechsel war für Nabokov eine persönliche Tragödie, und doch war er die Voraussetzung für seinen Weltruhm nach 1950.

Das schönste Echo findet Nabokovs Berliner Zeit in seinem Roman „Die Gabe“. Von der Hauptfigur, dem Emigranten Fjodor, heißt es dort: „Er ging durch die Straßen, die sich schon lange in seinen Bekanntenkreis eingeschlichen hatten und, als sei das nicht genug, mit seiner Zuneigung rechneten; schon im Voraus hatten sie in seinen zukünftigen Erinnerungen einen Platz neben St. Petersburg gekauft, ein Nachbargrab.“

Manfred Flüge



Der Autor

Manfred Flüge lebt als Schriftsteller in Berlin. Er schreibt Romane, Theaterstücke und Biografien. Sein Buch „Muse des Exils. Das Leben der Malerin Eva Herrmann“ erscheint am 13. Oktober 2012.

FRIEDRICHSTRASSE



# Klassiker der absurden Literatur: Daniil Charms neu gelesen

Der Galiani Verlag zeigt in seiner vierbändigen Werkausgabe Charms als vielseitigen Sprachkünstler.

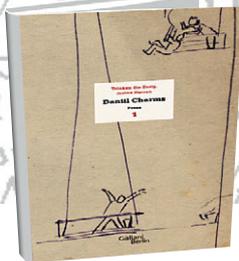


Einestages stopfte sich Orlow mit Erbsenpüree voll und starb. Krylow erfuhr davon und starb auch. Spiridonow starb von selbst ...“ und so fort, ein Reigen grotesker Todesfälle über zehn kurze Sätze. Aus solchen Miniaturen setzt sich das Werk des russischen Schriftstellers Daniil Charms (1905-1942) zusammen. So gut wie nichts davon konnte zu Lebzeiten des Leningrader Avantgardekünstlers gedruckt werden.

Doch heute, 70 Jahre nach seinem elenden Tod in der Gefängnispsychiatrie, sind alle seine vollgekritzelten Zettel mit Kurzprosa, Gedichten und Theater Szenen entziffert und veröffentlicht. Und Charms ist als wichtige Figur der literarischen Moderne in Russland und Europa zu erkennen.

Man kann den Nonsens bei Charms politisch lesen als Seismogramm einer bösen Zeit. Der Todesreigen aus dem Zyklus „Vorfälle“ entstand 1936 am Vorabend des Großen Terrors in der Sowjetunion. Doch Charms ist mehr als das – ein Sprachspieler und Humorist, aber beklemmend wie Kafka, ein Dramatiker, der das absurde Theater von Ionescu und Beckett vorwegnahm. In dieser Vielfalt bringt ihn dem deutschen Leser auch die vierbändige Werkausgabe nahe, die Alexander Nitzberg seit 2010 für den Berliner Galiani Verlag besorgt hat.

In seiner Heimatstadt war Charms, eigentlich Daniil Juwatschow, ein Zu-spät-Geborener. Das Silberne Zeitalter der Petersburger Literatur war zu Ende. Als Charms mit Freunden Mitte der 1920er Künstlerzirkel wie die „Linke Flanke“ oder „Oberiu“ (Vereinigung für reale Kunst) gründete, zog die sowjetische Kulturpolitik schon die Daumenschrauben an. „Verse muss man so schreiben, dass die Scheibe kaputtgeht, wenn man das Gedicht gegen ein Fenster wirft“, verkündete der Dichter. Am besten trug er seine Gedichte selbst vor – ein hochgewachsener Bohemien mit Zylinder und Pfeife, dem Leben und seine Kunst eins waren. „Ich bin so wie ihr alle, nur besser“, sagte er. 1932 wurde Charms zum ersten Mal verhaftet. Welches Ansehen er in der Künstlerszene genoss, zeigte sich 1935 beim Begräbnis des suprematistischen Malers Kasimir Malewitsch: Charms trug eine Grabrede in Versform auf den Schöpfer des berühmten „Schwarzen Quadrats“ vor. Eine prekäre Zuflucht bot Charms wie anderen verfolgten Schriftstellern die ideologisch weniger



*Daniil Charms: „Werke in vier Bänden“. Herausgegeben von Vladimir Glozer und Alexander Nitzberg. Aus dem Russischen von Alexander Nitzberg und Beate Rausch. Verlag Galiani 2010/11*

strikt kontrollierte Kinderliteratur. Dabei seien ihm Kinder ein Graus gewesen, sagte seine zweite Frau Marina Malitsch über ihn: „Das ist eben das Unerklärliche, dass er, obwohl er Kinder hasste, wunderbare Texte für sie schrieb.“ Wenn er bei Matineen auftrat, Zauberkunststücke vorführte und Gedichte rezitierte, dann hingen die Kinder an seinen Lippen. Für die Leningrader Kinderzeitschriften „Josch“ (Igel) und „Tschisch“ (Zeisig) dichtete er genauso ironisch und subversiv wie in seiner Lyrik für Erwachsene.

Doch auch die Kinderwelt blieb nicht heil. Als Charms die Bildgeschichte „Plisch und Plum“ von Wilhelm Busch übersetzte (russisch: „Plich i Pljuch“), wurde er von der Kritik verrissen: „Unsere Kinder wollen wissen, wer Freund ist und wer Feind“, hieß es. 1937 fiel die Redaktion des Leningrader Kinderbuchverlags dem Terror zum Opfer. Bis zu seiner Verhaftung konnte Charms nur noch sporadisch wenige Rubel mit Kindergedichten verdienen.

Es waren Jahre des Hungers und der ständigen Angst, in denen die Texte immer verzweifelter und düsterer wurden. Kurz nach dem Überfall Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion wurde Charms vom Geheimdienst NKWD verhaftet. Er starb am 2. Februar 1942.

Dass sein Werk überlebte, verdankte er einem Freund. Aus Charms ausgebombter Wohnung rettete der Philosoph Jakow Druschkin einen Koffer mit den Manuskripten. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg kursierte Charms nur unter der Hand im Samisdat (Selbstverlag). Erst zu Perestroika-Zeiten war an Veröffentlichungen zu denken. Mittlerweile ist der Schriftsteller für den russischen Leser erschlossen und auch in viele Sprachen übersetzt.

## In seiner Heimatstadt St. Petersburg war Daniil Charms ein Zu-spät-Geborener.

Daniil Charms aus dem Blickwinkel der Bildenden Kunst: Porträt von Tatjana Druschinina, Gedichtsillustrationen von Dmitri Bulanow

Der Autor



Friedemann Kohler ist Historiker mit dem Schwerpunkt Osteuropa. Er war zwölf Jahre lang Korrespondent der dpa in Kiew und Moskau. Seit 2007 ist er dpa-Büroleiter in Wiesbaden.



Michail Agejew: „Roman mit Kokain“. Aus dem Russischen von Valerie Engler und Norma Cassau. Manesse Verlag Oktober 2012. 256 Seiten

# Liebesgeschichte mit Koko

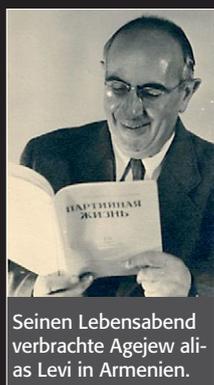
Wer war M. Agejew? Der „Roman mit Kokain“ bot lange Anlass zu wilden Spekulationen.

Das Päckchen mit dem Manuskript war 1933 den weiten Weg nach Paris aus Istanbul gekommen. Vom Absender, einem gewissen Mark Levi, war zunächst nur bekannt, dass er der Autor des im Päckchen reisenden „Roman mit Kokain“ war. Dieser Roman erscheint nun, erstmals aus dem Russischen übersetzt, im Manesse Verlag.

Die Bekenntnisse eines Jünglings von äußerst ambivalentem Charakter, der dem Kokain verfällt, erschienen 1936 bei einem russischen Exilverlag in Paris. Die zeitgenössische Kritik war begeistert; der Autor, bekannt geworden unter dem vom Verleger erdachten Pseudonym M. Agejew blieb indes eine geheimnisvolle Figur.

Die historischen Ereignisse, die die Welt kurz darauf erfassten, wirbelten den Autor und sein Buch in die Vergessenheit.

Erst 1984 entdeckte Lydia Chweitzer, Französin russischer Herkunft, den Roman in Paris zufällig wieder und übertrug ihn ins Französische. Die Wiederentdeckung wurde nicht nur in Frankreich ein großer Erfolg, alsbald erschienen Übersetzungen in ganz Europa, 1986 auch in Deutschland, allerdings übersetzt aus dem Französischen. Der neuerliche Erfolg des Buches bot abermals Anlass zu Spekulationen über den Autor. Unter Literaturwissenschaftlern hielt sich aufgrund stilistischer Ähnlichkeiten hartnäckig die These, der Roman stamme aus der Feder von Vladimir Nabokov, der dafür bekannt war, falsche Fährten zu legen.



Seinen Lebensabend verbrachte Agejew alias Levi in Armenien.

Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Öffnung der Archive konnten russische Wissenschaftler belegen, dass hinter M. Agejew niemand anderes steckte als Mark Levi: 1898 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns und dessen deutscher Frau geboren, soll er nach der Revolution als Dolmetscher in Behörden gearbeitet haben, die zum Teil dem Geheimdienst nahestanden (woher die Gerüchte rühren, Levi sei ein sowjetischer Agent gewesen). Levi emigrierte um

1925 nach Deutschland und nach einigen Jahren nach Istanbul. 1942 kehrte er in die UdSSR zurück, nach Armenien. Um einreisen zu dürfen, musste er sich von seinem dort nie veröffentlichten Buch distanzieren, das erst 1991 erschien. Als Dozent für Deutsch an der Universität baute er sich eine beschauliche Existenz auf. Levi verstarb 1973, ohne sich je wieder zur Autorschaft seines Romans zu bekennen.

Wadim Maslennikow, der finstere Held des Romans, schämt sich seiner niederen Herkunft, er verleugnet seine Mutter, die ihm dennoch ein Leben in seinem Sinne ermöglicht. Sie opfert sich für ihn auf, während er Frauen ausführt. Vor seinen Kameraden des elitären Gymnasiums mimt er den skrupellosen Frauenhelden. Die junge Sinotschka steckt er wissentlich mit einer Geschlechtskrankheit an. Erst mit Sonja ahnt er, was Liebe sein könnte. Er überhöht seine Beziehung mit ihr derart, dass es ihm unmöglich wird, sie körperlich auszuleben. Erster Weltkrieg und Revolution sind nur Hintergrundmalereien, sie berühren Wadim weniger als das Furunkel auf seiner Nase. Seit Sonja seine Tage nicht mehr erhellt, lässt er sich gehen. Als Kommilitonen ihn zu einer Runde Kokain einladen, sagt er erfreut zu. Kokain wird seine neue Geliebte, aber aus dem Teufelskreis von Euphorie und Melancholie findet er nicht mehr heraus. Er verwahrlost, halluziniert, bricht zusammen. Für so einen ist in den Heilanstalten des neuen Russlands kein Platz. Die Liebesgeschichte mit Koko besiegelt sein Ende.

Der „Roman mit Kokain“ ist ein wertvoller Solitär für den reiselustigen Leser, um mit Robert Musil zu sprechen, „eine kleine Station an der Strecke, welche nach Russland führt.“



## Die Autorin



Norma Cassau ist literarische Übersetzerin aus dem Russischen und Französischen.



„Flucht als buddhistische Geste“ – zehn Jahre lang hat der Schriftsteller Pawel Bassinski zu Tolstois letzten Tagen geforscht.

# Tolstois Flucht aus dem Paradies

An einem Oktobermorgen des Jahres 1910 verlässt Lew Tolstoi sein Landgut Jasnaja Poljana und stirbt kurze Zeit später. Was trieb ihn dazu? Pawel Bassinski geht dieser Frage in seinem Roman „Lew Tolstoi – Flucht aus dem Paradies“ nach.

## Warum hat Sie gerade Tolstois Weggang aus Jasnaja Poljana interessiert?

Das Thema steht in Verbindung mit persönlichen Momenten meines Lebens. Ich bin jedes Jahr mehrmals in Jasnaja Poljana. Diesen Ort prägen seine Elemente: das Wohnhaus Tolstois, die zauberhafte Landschaft, die er weitgehend selbst gestaltete, sein Grab. Es wird von allen besucht, die nach Jasnaja Poljana kommen, und jeder wundert sich, warum der große Mann am Rande einer Schlucht bestattet wurde. Für mich war immer wichtig, eine Antwort zu finden auf die Frage: Warum floh Tolstoi vor diesem schönen Haus, dieser überwältigenden Landschaft?

## Warum hat man sich nicht schon früher dieses Themas angenommen?

In Russland existierte lange Zeit nur ein einziges Werk dazu: „Über den Weggang und den Tod Lew Tolstois“ von Boris Mejlachund, herausgegeben 1960, zum 50. Todestages des Schriftstellers. Mein Buch erschien zum 100. Todestag Tolstois. Ganze zwei Bücher! Quellen wie Tagebücher, Briefe, verschiedene Dokumente, die mit dem Weggang in Zusammenhang stehen, gibt es in großer Zahl.

## Und haben Sie eine Antwort gefunden auf die entscheidende Frage, warum Tolstoi Jasnaja Poljana verließ?

Nein. Die Flucht hatte etwas zu tun mit dem Konflikt zwischen Tolstoi und seiner Frau Sofja, mit seinem Testament, mit privaten Dingen. Aber es wäre vermessen zu sagen, ich wüsste endgültig, warum

er geflohen ist. In diesem Menschen muss etwas gesessen haben, das ihn quälte. Für mich persönlich ist seine Flucht eine buddhistische Geste: weggehen, die Familie verlassen, allein bleiben, sich in eine Mönchszelle zurückziehen.

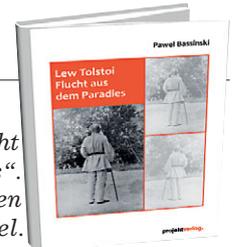
## Sie bezeichnen Tolstoi als „großes Kind“. War seine Flucht vielleicht eine Laune?

Zu seinem Leibarzt hat Tolstoi einmal gesagt, wenn er Gott wäre, würde er es so einrichten, dass die Menschen als Greise zur Welt kämen und erst am Ende ihres Lebens Kinder würden ... Warum heißt Tolstois Erstlingswerk „Die Kindheit“? Er schrieb es im Kaukasus, im Krieg, wo er hätte getötet werden können. Offenbar hat ihn die Kindheit stets sehr beschäftigt. Vieles in Tolstois Leben wie etwa die Ablehnung von Gewalt erklärt sich aus seiner Kindheit. In diesem Sinne war er ein Kind. Ein Mensch, der sich die Reinheit der Gefühle und die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung von Ereignissen bewahrt hat. Aber auch die kindliche Dickköpfigkeit, wie seine Auseinandersetzung mit der Orthodoxen Kirche zeigt.

## Worin lag das Wesen des Konflikts zwischen Tolstoi und seiner Frau?

Darin, dass sie ihm entsprach. Diese Entsprechung kam zum Ausdruck in ihrem Charakter, ihrem Talent. Sie hat wunderbare Tagebücher geführt, dreizehn Kinder zur Welt gebracht, bemerkenswert ge-

Pawel Bassinski:  
„Lew Tolstoi – Flucht aus dem Paradies“.  
Aus dem Russischen  
von Susanne Rödel.  
Projektverlag 2012.  
537 Seiten

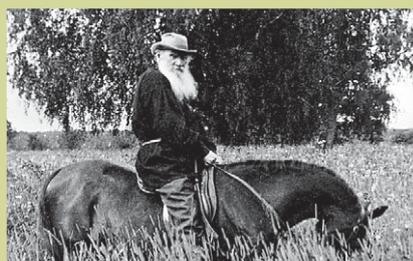


malt und fotografiert. Aber sie war keine Tolstojanerin. Ab 1881 predigte Tolstoi eine Lehre, die sie kategorisch ablehnte. Deshalb kam es zum Zerwürfnis. Tolstajas Persönlichkeit ist bis heute übrigens nicht hinreichend gewürdigt.

## Ihr Buch verkaufte sich in Russland sehr gut, andererseits gab es zu seinem 100. Todestag kaum nennenswerte Aktivitäten. Lieben die Russen Tolstoi?

Während der Arbeit an meinem Buch hatte ich ein bedrückendes Gefühl. Mir schien, die Russen liebten Tolstoi nicht. Er gehört zum Pflichtprogramm in der Schule, aber die Schüler lesen ihn nicht gerne. Als das Buch erschien, wurde mir bewusst, dass enorm viele Menschen Tolstoi verehren. Dass sein 100. Todestag auf staatlicher Ebene nicht gewürdigt wurde, erstaunt mich nicht: Er stand nie in der Gunst der Mächtigen. Tolstoi war ein Anarchist, der gegen die Lösung von Problemen nach dem Prinzip der Stärke opponierte. Und er war ein Gegner der Russisch-Orthodoxen Kirche.

Tatjana Marschanskich



Hoch zu Ross: Graf Leo Tolstoi auf seinem Landgut Jasnaja Poljana



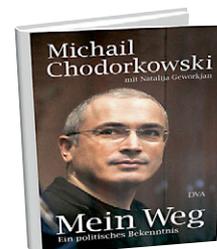
**Die Autorin**  
Tatjana Marschanskich arbeitet als freie Journalistin und Produzentin für russische Medien. Sie promoviert derzeit an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover.



Büste für die Nachwelt: In Jasnaja Poljana posiert Leo Tolstoi vor einem Bildhauer.



„Mein Weg: Ein politisches Bekenntnis“. Von Michail Chodorkowski und Natalija Geworkjan. Aus dem Russischen von Steffen Beilich. DVA Sachbuch 2012



## Natalija Geworkjan: Im Briefwechsel mit Chodorkowski

Natalija Geworkjan, 1956 in Moskau geboren, arbeitet seit 1996 für die angesehene russische Tageszeitung Kommersant. Im Jahr 2000 hat sie mit Kollegen das Buch „Aus erster Hand. Gespräche mit Wladimir Putin“ veröffentlicht. Im Herbst 2012 erscheint in Deutschland „Mein Weg“, diesmal in Zusammenarbeit mit Michail Chodorkowski.

### Ihr Buch haben Sie mit Michail Chodorkowski gemeinsam geschrieben. Wie muss man sich das vorstellen?

Chodorkowski und ich haben jeweils verschiedene Kapitel zu dem Buch beigetragen, wobei ich mich bemüht habe, in meinen Kapiteln nicht zu wiederholen, was bereits in seinen Kapiteln stand. Das war ein langer und schwieriger Briefwechsel. Wenn ich das Gefühl hatte, dass er etwas vergessen hat oder sich ungern an etwas erinnerte, schickte ich ihm zusätzliche Fragen. In aller Regel ergänzte er daraufhin seinen Text. Meine Kapitel allerdings sprechen mit vielen Stimmen – mit denen der Aktionäre, der Journalisten, der Experten.

### Wie war es, einen Menschen zu kontaktieren, der in einem russischen Gefängnis sitzt, während Sie in Paris leben?

Nun, ich habe ziemlich viel Zeit in Russland verbracht, während ich das Buch schrieb. Ich saß fast die gesamte zweite Verhandlung im Gerichtssaal. Ehrlich gesagt vergaß ich oft, dass er ein Gefängnisinsasse ist. Nur wenn ich mich darüber ärgerte, dass er an manchen Stellen nicht offen genug sprach oder dass ich lange Zeit keine Antwort von ihm bekam, erinnerte ich mich daran, unter welchen schwierigen Umständen er an diesem Buch arbeitet. Ich kann bis heute nicht begreifen, wie er die Zeit dazu fand ... Zuerst war es die Gerichtsverhandlung, die seine gesamte Zeit beanspruchte, dann der Knast, wo er auch arbeiten musste und ganz wenig Zeit für sich hatte. Chodorkowski ist ein starker Mensch und ein starker Gesprächspartner, darum vergaß ich oft, Rücksicht zu nehmen. Vielleicht umso besser. Manchmal frage ich mich, wie dieses Buch geworden wäre, wenn wir uns gegenüber gesessen und miteinander gesprochen hätten, wie damals mit Putin.

### Glauben Sie an eine politische Zukunft von Chodorkowski? An seine besondere Mission?

Ich weiß nicht, welche Wahl er treffen wird. Im Allgemeinen bin ich eher skeptisch gegenüber Menschen, die Politik als ihre Mission betrachten. Ich bezweifle, dass er ein solcher Mensch ist. Am Ende des Buches habe ich geschrieben, dass seit neun Jahren ein Mensch im Gefängnis sitzt, den keiner von uns kennt. Weder ich noch seine besten Freunde. Vielleicht versteht ihn heute nur noch sein engster Familienkreis, seine Frau. Seine Persönlichkeit ist so beschaffen, dass er seine Ziele erreichen wird – unabhängig davon, was er nach der Haftentlassung anfängt.

### Vor einigen Jahren hatten Sie mehrfach die Gelegenheit, Wladimir Putin aus nächster Nähe zu beobachten. Putin und Chodorkowski – was haben sie gemeinsam, was unterscheidet sie? Steht Russland heute ganz im Zeichen dieser Kontroverse?

Ich möchte sie nicht miteinander vergleichen. Sicherlich haben sie etwas gemeinsam. Zumindest das Geschlecht. Ganz bestimmt sind sie sehr unterschiedlich. Menschlich ist Chodorkowski für mich eine weitaus größere Figur. Putin, so schien es mir von Anfang an, ist ein viel zu kleiner Mensch, mit einer Reihe von Persönlichkeitsmerkmalen, die schlicht und einfach schädlich sind für das Amt, welches er ausübt. Ein Präsident sollte im Idealfall weder nachtragend noch rachsüchtig sein. Das ist schadenbringend für das Land. Mit dem Beginn der Rivalität zwischen Chodorkowski und Putin begann tatsächlich eine Epoche, die man mittlerweile als die putinsche bezeichnet.

Der Autor



Dmitri Vachedin, geboren 1982 in St. Petersburg, ist Schriftsteller und Journalist. Er lebt seit 1999 in Deutschland. Sein Roman „Sneschnyje Nemzy“ (Die Schneedeutschen) erschien 2010.

Und ja, vieles von dem, was in Russland seit 2003 geschah, kann ausgehend von der Festnahme der Yukos-Leute und vom Zugrunderichten des Konzerns nachvollzogen werden.

### Warum erkennt die heutige Protestbewegung Chodorkowski nicht als politischen Führer an? Auch in dem sich gerade formierenden oppositionellen Koordinationsrat wird auf Chodorkowski wohl kaum ein Stuhl warten – auch nicht symbolisch ...

Vielleicht denken die führenden Oppositionellen gar nicht daran? Oder sie betrachten Chodorkowski mit Besorgnis, um nicht zu sagen mit Neid. Meiner Ansicht nach ist er auf intellektueller Ebene allen überlegen, die man heute als Oppositionsführer bezeichnet.

### Was hat Sie dazu bewogen, das Buch zu schreiben?

Kurz gesagt: die Komplexität der Aufgabe.

Dmitri Vachedin





## Humor aus Russland? Dass ich nicht lache!

Millionen russischer Kinder lieben die frechen Bücher von Grigori Oster. Doch der deutsche Buchmarkt tut sich schwer.

Es war bei der Moskauer Internationalen Buchmesse 1989 auf dem Höhepunkt der Glasnost. Dem kleinen englischen Verlag, dem ich als Übersetzer aushalf, wurde ein humorvolles Kinderbuch angeboten, kurze Gedichte mit bizarren Illustrationen. „Schädliche Ratschläge“ sollte das Buch heißen und im Untertitel „Ein

Buch für ungezogene Kinder und ihre Eltern“. Die Philosophie: Weil Kinder immer das Gegenteil von dem tun, was man ihnen sagt, muss man das Falsche anordnen, damit sie das Richtige tun. Der Autor Grigori Oster reimte groteske Anleitungen zum Bösesein: „Wenn in deiner Hosentasche sich kein einziger Rubel findet, greif dem Nachbarn in die Tasche, denn da liegt das Geld bestimmt.“ Ins Programm des Verlages passte das Buch nicht, doch ich gab das außergewöhnliche Manuskript ungerne aus der Hand. Aber nicht nur für London, auch für Moskau waren die „Schädlichen Ratschläge“ ihrer Zeit voraus.

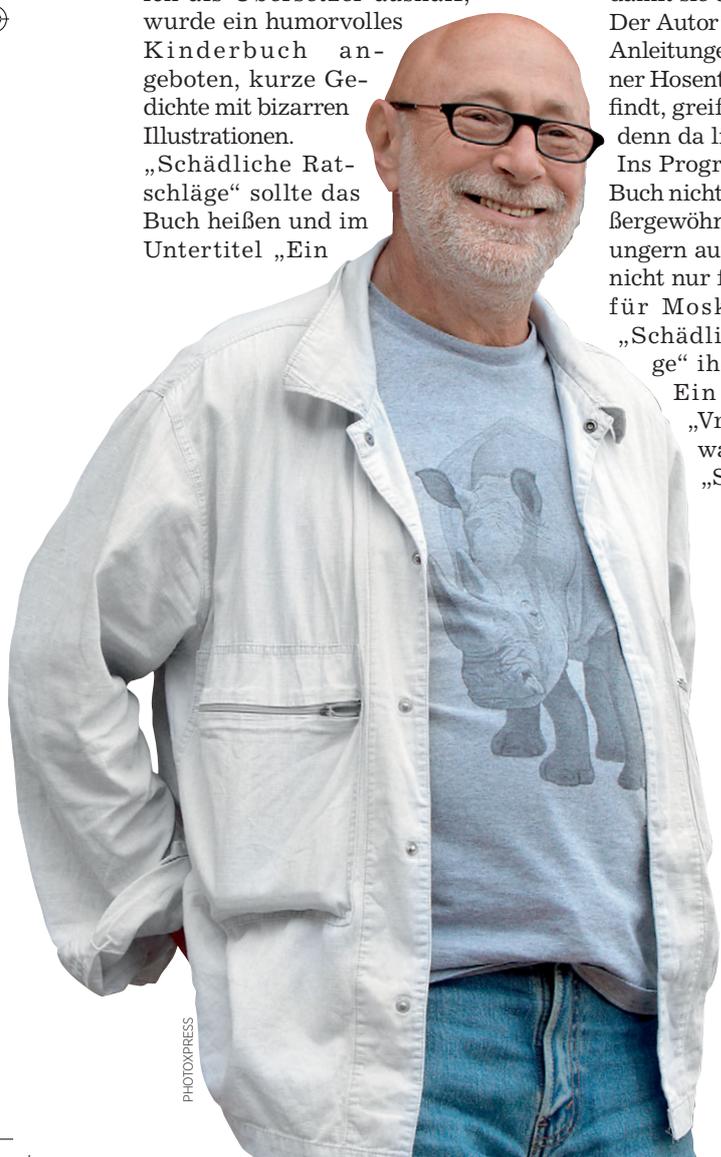
Ein Buch namens „Vrednye Sovety“, was sich auch als „Schädliche Sow-

Grigori Oster schrieb sich mit den „Schädlichen Ratschlägen“ in die Herzen der russischen Kinder. Deutschen Verlagen war er bislang zu „antiautoritär“.

jets“ lesen ließ, konnte in der Sowjetunion nicht gedruckt werden.

Erst 1993 erschien Osters Buch in Russland und wurde zu einem Klassiker der Kinderliteratur. Zwar deutete der ein oder andere ironieresistente Bürger Zeilen wie „Zerschlagt Glühbirnen in den Treppenhäusern, man wird es euch danken!“ tatsächlich als Anstiftung zum Hooliganismus. Aber die meisten hatten ihren Spaß an dem Buch, das nicht mehr autoritär daherkam, sondern frech war und Kinder als Kinder ernst nahm.

Grigori Benzionowitsch Oster, Jahrgang 1947, hatte bis dahin schon eine Karriere als Drehbuchautor von 70 Zeichentrickfilmen und Kindertheaterstücken hinter sich. Auf die „Schädlichen Ratschläge“ folgten die Bände zwei und drei. Dazu erfand der Schriftsteller neue Wissenschaften für Kinder wie die „Papaundmamalogie“, „Lügeratur“ oder „Engzösisch“. Mit seinen Parodien auf Mathe- oder Physiklehrbücher ließ es sich gut lernen. Die Aufgaben waren skurril, aber immer korrekt. „12 Tassen und 9 Untertassen hatten wir zu Hause. Dann haben die Kinder die Hälfte der Tassen und 7 Untertassen zerdeppert. Wie viele Tassen haben jetzt keine Untertasse mehr?“ Eine „Impfung gegen die Dummheit“ nannte er seine Bücher, als ich ihn 2002 interviewte.



PHOTOXPRESS

### Papaundmamalogie (Auszug)

#### Lektion 2 – Die Mama

##### § 1 Von außen

Von außen ähneln die Mamas den Mädchen. Sie sind nur viel größer. Ihre schlanken festen Beine enden in Schuhen mit hohen Absätzen oder in Latschen.

Mamas sind nett anzusehen. Sie haben einen schönen Gang und eine schöne Stimme. Außerdem sind sie im Haushalt sehr nützlich. Mamas sind gut an das Leben im Haus angepasst. Nur manchmal verlassen sie ihre gewohnte Umgebung, um für die ganze Familie Essen zu ergattern.

##### § 2 Lebensraum

Außer Essen braucht eine Mama zum Leben noch ein paar andere Dinge: Wasser, Strom, einen Spiegel, eine Waschmaschine, ein Bügeleisen.

Die Feuchtigkeit, die Mama für ihre Arbeit braucht, bekommt sie aus dem Wasserhahn. Lampen spenden Licht, damit sie



*Humor zählt zu den unerschöpflichen Naturschätzen Russlands – nur bedarf sein Import größerer gedanklicher Vorarbeit als der von Gas und Erdöl.*

Das ostersche Buchimperium wuchs unaufhörlich. Seine Werke wurden in allen möglichen Zusammenstellungen veröffentlicht (was ihnen nicht immer gut tat), bis sie im Moskauer „Dom Knigi“, Russlands größtem Buchladen, ein ganzes Regal einnahmen. Für den Kreml schuf Oster eine Website, die Kindern die Grundzüge politischer Bildung nahebrachte. Wie immer Wladimir Putin sich selbst einschätzen mochte, für die Familie stellte Oster klar: Bei Kindern hat Mama mehr zu sagen als der Präsident.

Ich habe es immer bedauert, dass deutschen Kindern der Spaß an Osters Büchern vorenthalten wird. Er ist ins Englische, Französische, Finnische, Japanische und in andere Sprachen übersetzt worden, aber kaum ins Deutsche. Woran liegt das? Die Frage beschäftigt nicht nur mich, sondern auch andere Fans.

Auf der Frankfurter Buchmesse 2003 gehörte Oster zur „literarischen Nationalmannschaft“ von 100 Autoren, die offiziell das Gastland Russland vertraten. Ich bin mit ihm einige Kinderbuchverlage abgelaufen, um zu sehen, ob Interesse besteht. Vielleicht war ich als Laienliteraturagent ungeeignet, jedenfalls gab es nur Ablehnungen. Eine Begründung lautete: Antiautoritäre Bücher

sein in Deutschland mittlerweile altmodisch. Schade. Aber was ist altmodisch an einem guten Kinderbuch?

Liegt es vielleicht an mangelnder politischer Korrektheit? In Osters Büchern dürfen Kinder mit Waffen spielen. Und Eltern züchtigen ihre Kinder noch mit dem Riemen – obwohl das Schreckbild des Vaters genauso maßlose ironische Übertreibung ist wie die Aufforderung zum Glühbirnenerschlagen.

Oder ist die russische Lebenswirklichkeit deutschen Kindern zu fremd? Das kann nicht sein. Kinder- und Jugendbücher auf dem deutschen Markt spielen in Schweden, den Niederlanden, in den USA, in Asien oder Afrika – warum also nicht auch in Russland?

In jüngster Zeit hat verdienstvollerweise der Wiener Verlag Edition Liaunigg begonnen, Oster auf Deutsch herauszubringen. Zunächst erschien 2010 das Mathematiklehrbuch „Zadatschnik“ als „101 Lustige Matheaufgaben“ in zwei Bänden, 2011 „Petka die Mikrobe“.

Die Übersetzungen sind korrekt und für Kinder gut lesbar. Und trotzdem bleibt der Eindruck, dass Osters Stil auf Russisch bei aller Simplizität noch eleganter ist, noch mehr schwingt und funktelt. Es wäre bestimmt



noch mehr davon ins Deutsche übertragbar, aber es müsste sich die erste Garde der Übersetzer der Sache annehmen.

An Osters Humor kann das Desinteresse der deutschen Kinderbuchverlage eigentlich nicht liegen. Schräger Humor, absurd, makaber, albern läuft doch eigentlich immer. Oder wird er nur geschätzt, wenn er aus dem Angelsächsischen kommt?

Nun kommt dieser Humor aus dem Osten, und von dort erwarten wir ihn vielleicht nicht. Dabei zählt Humor zu den unerschöpflichen Naturschätzen Russlands – nur bedarf sein Import größerer gedanklicher Vorarbeit als der von Gas und Öl. Für den deutschen Leser muss es scheinen, als habe nach Anton Tschechow, nach Ilf/Petrow und Michail Soschtschenko kaum ein Russe mehr etwa Komisches geschrieben. Dabei ist es nur nicht übersetzt worden.

Friedemann Kohler

sieht, was noch alles gewaschen werden muss. All das nennt man den natürlichen Lebensraum.

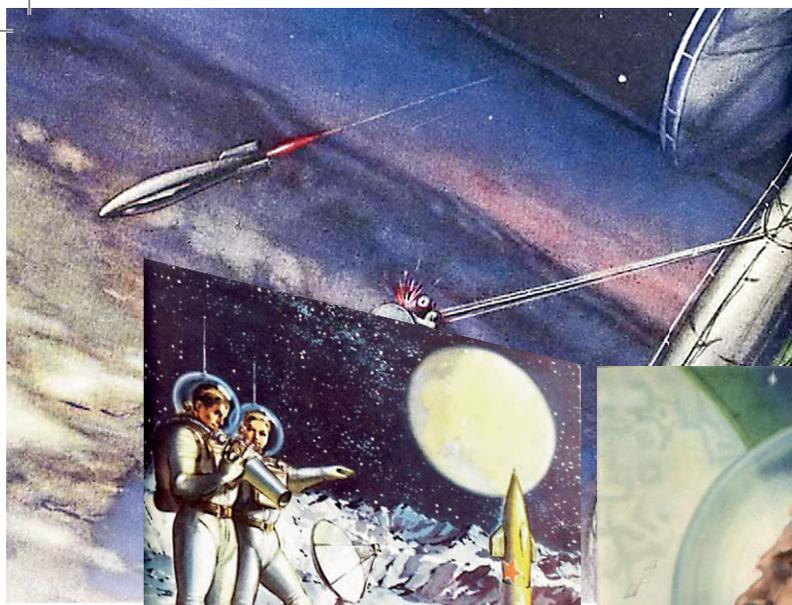
Wenn eine Mama in ihrem Lebensraum alles Notwendige hat – Luft, Wärme, Waschpulver –, dann fühlt sie sich wohl und vermehrt sich normal. Wenn nicht, dann geht sie ein. Oder sie verlässt das Haus und nimmt euch mit.

§ 5 Staub und Dreck

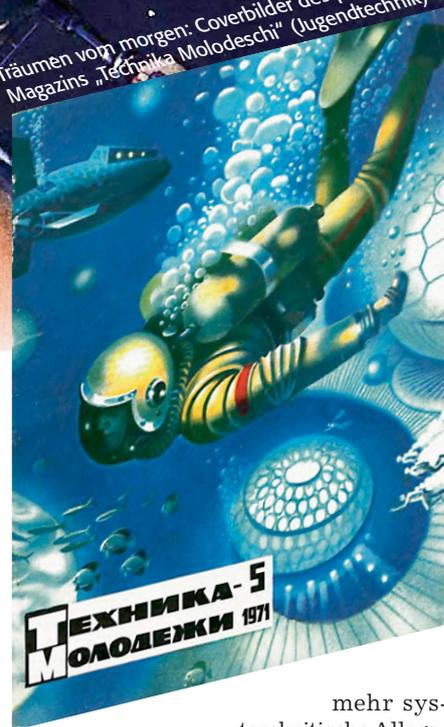
Wissenschaftler sind schon lange zu dem Schluss gekommen, dass Mamas von allen Lebewesen die sonderbarste Einstellung zu Sauberkeit und Ordnung haben.

Als könnten sie keinen Tag ohne Dreck leben, hasten sie auf der Suche danach durch die Wohnung. Wenn eine Mama Dreck findet, holt sie ihn mit einem langen Besen geschickt unter dem Sofa oder dem Schrank hervor und tut ihn liebevoll in einen besonderen Eimer. Außerdem wischen Mamas Staub. Dazu haben sie stets kleine feuchte Lappen zur Hand. Was die Mama dann mit dem Dreck und Staub macht, hat die Wissenschaftler lang nicht geklärt. Aber fast alle Wissenschaftler sind sich einig, dass die Mama den Dreck nicht isst. So viel steht fest.





Träumen vom morgen: Coverbilder des populären Magazins „Техника Молодежи“ (Jugendtechnik)



Science-Fiction, Fantasy und Fantastik gehören heute neben den Kriminalromanen in Russland zu den populärsten Literaturgattungen. Autoren wie Sergej Lukianenko, Dmitri Gluchowski oder Wadim Panow erreichen Auflagen, von denen andere Autoren nur träumen können. Wladimir Sorokin brachte mit seinen antiutopischen Zukunftsvisionen „Der Tag des Opritschniks“ (2006) und „Zuckerkreml“ (2008) das Genre dann auch ins seriöse Feuilleton. Sie alle knüpfen an eine Tradition der sowjetischen Science-Fiction an, die in den späten 50er-Jahren im Zeichen des kulturpolitischen Tauwetters unter Nikita Chruschtschow ihren Anfang nahm. Und doch hat sich das Genre fundamental gewandelt. Damals, als man mit Sputnik und Gagarin dabei war, den Weltraum zu erstürmen und der Generalsekretär der KPdSU prophezeite, nun könne man auch in 20 Jahren den Kommunismus aufbauen, erlebte die „Wissenschaftliche Fantastik“, wie der russische Alternativterminus zur Science-Fiction lautet, ihren ersten Boom. Kommunistische Zukunftsutopien, kybernetische Wunderwelten und außerirdische Zivilisationen markierten den Ausbruch aus der ideologischen Enge der spätstalinistischen Gesellschaft. Iwan Jefremow, Arkadi und Boris Strugatzki, Jeremej Parnow oder der polnische Schriftsteller Stanislaw Lem erfanden eine „andere SF“, die sich sehr schnell von den kommunistischen Zukunftsprognosen verabschiedete und stattdessen auf fernen Planeten gesellschaftskritische Allegorien auf den sozialistischen Alltag entwickelte. Die Tristesse der Stagnationsperiode von Mitte der 1960er- bis Anfang der 80er-Jahre findet sich nirgends

## Welten - Träume - Katastrophenspezialisten

so eindrücklich diagnostiziert wie in den SF-Werken jener Jahre. Romane der Brüder Strugatzki wie „Ein Gott zu sein ist schwer“ (1964) oder „Die zweite Invasion der Marsianer“ (1967) entwerfen an ihrem menschlichen Verstand verzweifelnde Erdenbürger, die destruktiven Gesellschaftsordnungen und im Verborgenen operierenden Mächten gegenüberstehen. Arkadi Tarkowskis Filme „Solaris“ und „Stalker“ machten die düsteren Gegenwartsvisionen international bekannt. Als 1991 die Sowjetunion verschwand und unter Boris Jelzin die Zeit der kapitalistischen „Schocktherapie“ anbrach, verlor die systemkritische SF ihre Existenzgrundlage. Die russischen Leser stürzten sich auf westliche Bestseller mittelalterlicher Fantasy und interstellarer Space Operas. Erst als mit Wladimir Putin wieder der starke Staat als Ordnungsmacht die politische Bühne betrat, erlebte die russische Fantastik ein Comeback. Diese neue Welle adaptierte die Genrekonventionen westlicher Vorbilder, wobei sie an die antiutopischen Traditionen ihrer sowjetischen Vorgänger anknüpfte. Die neue Massensliteratur musste nicht

mehr systemkritische Allegorien in interplanetare Dimensionen extrapolieren, sondern verwandelte mit Vorliebe die Traumata der sowjetischen Vergangenheit und der postsowjetischen Gegenwart in unterhaltsame Katastrophenvisionen. Sergej Lukianenko startete 1998 seinen Wächter-Zyklus, dessen Verfilmungen durch Timur Bekmambetow („Wächter der Nacht“, 2004) alle Kassenrekorde sprengten. Er ließ anstelle der mythenumrankten russischen Geheimdienste allmächtige dunkle und helle „Andere“ im Verborgenen operieren, die das menschliche Schicksal steuern. Doch während die sowjetischen Fantastikhelden meist rational handelnde Intellektuelle waren, die an der Unveränderlichkeit unmenschlicher Zustände verzweifelten, ist es nun die fundamentale Erschütterung aller Moralvorstellungen, die die meist jugendlichen, männlichen Protagonisten dazu bringt, mithilfe von Intuition, Magie und roher Gewalt ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. So dürfen sie als Katastrophenspezialisten und Weltenträumer sich selber und die ganze Welt vor den Menschheitsübeln korrupter Politiker, kriegslüsterner Militärs und pathologischer Größenwahnsinniger retten.

Der Autor



Matthias Schwartz ist Mitarbeiter am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin. In seinem Buch „Die Erfindung des Kosmos“ widmet er sich der russischen Science-Fiction.

# Endzeitstimmung in Moskau – gut gerüstet in die Apokalypse

Dmitry Glukhovsky über die Moskauer Metro als Handlungsort seiner Endzeitromane



Moskau anno 2033: Die Überlebenden der Apokalypse wagen sich nur selten ans Tageslicht.

Die Moskauer U-Bahnstation ist nicht zufällig Schauplatz von „Metro 2033“, meinem antiutopischen Roman über das Überleben der Menschheit nach dem Dritten Weltkrieg. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg begann man mit dem Bau der Metro, doch der Krieg führte zu Änderungen der Konstruktionspläne. Die Metrostationen wurden als Luftschutzbunker genutzt, und Zigtausende von Moskauern konnten sich hier vor den deutschen Bombern retten. Nach dem Krieg baute man die Metro in einer nach europäischen Maßstäben enormen Tiefe – manche Stationen liegen 100 Meter unter der Oberfläche.

Die Metro ist ein sogenanntes Objekt doppelter Verwendung: Offiziell war sie Teil des Verkehrsnetzes sowie eine der größten und schönsten U-Bahnen weltweit, ein sowjetisches Weltwunder. In Wirklichkeit war sie aber einer der gewaltigsten Luftschutzbunker der Erde – und ist es heute noch.

Während des Kalten Krieges, aus Angst vor atomarer Zerstörung, wurden die Metrostationen zu Atombunkern umgebaut. Jede wurde mit hermetischen Schleusen

ausgestattet, welche die Station im Fall eines Angriffs innerhalb von sechs Minuten luftdicht versiegeln konnten. Viele Stationen bekamen eigene Luftfilteranlagen, in den Tunneln wurden Lebensmittel- und Medikamentenvorräte angelegt, mancherorts sogar Brunnen gegraben.

Als ich als Kind erfuhr, dass „meine“ Metro, mit der ich tagtäglich zur Schule fuhr, eigentlich keine U-Bahn, sondern ein grandioser Bunker ist, ließ ich mich von der Idee inspirieren. Ich wollte einen Endzeitroman darüber schreiben, wie einige Menschen zwei Jahrzehnte nach dem Dritten Weltkrieg in den Katakomben der Moskauer Metro überleben.

Sie können ihr Schutzhabitat nicht verlassen, denn die Welt draußen liegt in Schutt und Asche. Verbindungen zu anderen Städten gibt es nicht mehr. Die Moskauer vermuten, dass die restliche Menschheit ausstrahlt wurde. Die Zivilisation ist erloschen, die Moskauer Metro mit ihren Stationen, Bunkern und unterirdischen Palästen könnte zum letzten Bollwerk der Menschheit und seiner Kultur geworden sein. Ein politisches System gibt es nicht

mehr, die U-Bahnstationen sind zu kariert feudalen Fürstentümern geworden: Jedes hat eine eigene Ideologie – Kommunismus, Nationalismus oder Demokratie – und eine eigene Religion. Alle leben im ständigen Konflikt. Eine ganze Welt reduziert auf die Größe der Metro.

Bei meiner Recherche erfuhr ich die unglaublichsten Dinge über die Moskauer Metro. Die 185 Stationen und die nahezu 300 Kilometer langen Tunnel sind nur die Spitze des unterirdischen Eisbergs. Neben den U-Bahnstationen – zuweilen nur mehrere Meter hinter ihren Mauern – verbergen sich, für die Millionen Passagiere unbekannt und unsichtbar, über 200 Militär- und Regierungsbunker.

Damit nicht genug: Parallel zum gewöhnlichen Metronetz wurde ein U-Bahnssystem für die herrschende Elite gebaut. Unter allen wichtigen Staatsgebäuden, Ministerien und Residenzen entstanden geheime Stationen. Durch ein separates Tunnelnetz miteinander verbunden, bilden sie die sogenannte Metro 2. Diese wurde speziell zu dem Zweck geplant, die sowjetische Elite im Falle eines Dritten Weltkriegs zu evakuieren – die Spitze der Geheimdienste, die Armeeführung sowie die führenden Wissenschaftler. Die Infrastruktur existiert bis heute. Der Dritte Weltkrieg fand nicht statt. Noch nicht. Doch keine Stadt ist besser für die Apokalypse gerüstet als Moskau.

Dmitry Glukhovsky

Dmitry Glukhovsky wählte das gigantische Netz der Moskauer Metro als Schauplatz seiner Endzeitromane. Mit seinem Debütroman „Metro 2033“ (2008) landete er auf Anhieb einen Bestseller. Ein Jahr später folgte „Metro 2034“.

**Die Reihe** Der Roman „Metro 2033“ setzte den Anfang eines neuen Universums, von dem auch andere Autoren Gebrauch machten: Ihre Reihe „Metro 2033 Universum“ erscheint bei Heyne.



„Baumeister der Revolution. Sowjetische Kunst und Architektur 1915-1935“. Ausstellungskatalog (Paperback 25,- Euro, gebunden 39,90 Euro). Mehring Verlag 2011

1920er-Jahre war geprägt von radikaler Erneuerung und kaum zu bändigender Gestaltungskraft. Die aufstrebenden Architekten wollten in bewusster Abgrenzung zur zaristischen Baukunst mit einer modernen visuellen Sprache die Ideale der neuen sozialistischen Epoche propagieren. Dabei ließen sie sich vor allem von der kühnen Abstraktionssprache reiner geometrischer Formen inspirieren. Sie schufen radikale und höchst innovative Entwürfe für Bauwerke, die der neuen Bestimmung des Staates, den neuen sozialistischen Vorstellungen von Wohnen, Arbeit und Erholung sowie neuen Programmen für Wirtschaft und Industrie dienen sollten. Architekten wie Nikolai Ladowski und Wladimir

## Die vergessenen Baumeister der Russischen Revolution

Die Berliner Ausstellung „Baumeister der Revolution“, die bis Juli im Gropius-Bau zu sehen war, lenkte ihren Blick auf einen Bereich der sowjetischen Avantgarde, der bis heute relativ unbekannt ist: die Architektur. Selbst in Russland sind die Namen der wichtigsten Architekten des beginnenden 20. Jahrhunderts weitestgehend vergessen. Die Architektur im Sowjetrußland der



## Von der Einheit zur Vielfalt – Bauen im Spätsozialismus

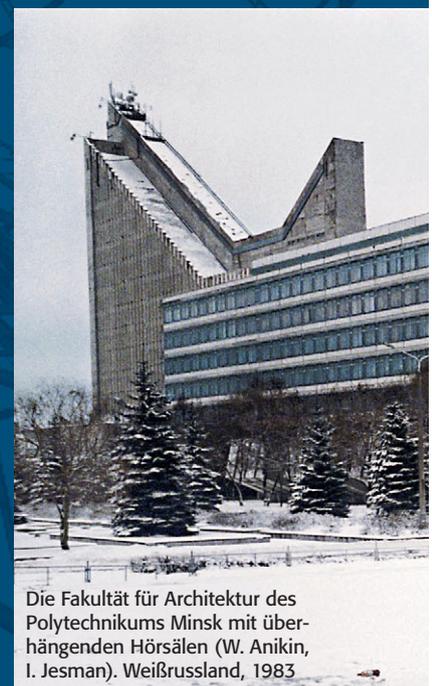
Sowjetische Architektur war immer politisch. Jeder in der UdSSR geplante Bau wurde vom Staat in Auftrag gegeben und Architekten anvertraut, die durch denselben ausgebildet worden waren und ausschließlich für ihn arbeiteten.

Die von den sowjetischen Baumeistern gewählten Formen waren stets von den jeweils vorherrschenden ideologischen Postulaten konditioniert. Wer hat nicht die Monotonie stereotyper Betonklötze in den Zentren sowjetischer Städte im Kopf? Doch auch in der scheinbar monolithischen Sowjetunion konnten sich die Architekten nicht den existierenden Subtexten der Gesellschaft entziehen. Am sichtbarsten war der Drang nach Individualität an der Peripherie des Landes, der sich in einer neuen und mitunter atemberaubenden Architektur ausdrückte. Bereits lange vor Perestroika und Glasnost zeigten die Bauten der späten 1970er- und vor allem der 1980er-Jahre Freiräume, die in der sowjetischen Baukunst bislang undenkbar waren. Dieser Epoche ist der Fotoband von Frédéric Chaubin gewidmet. In den fünf Themenbereichen Unterhaltung und Kultur, Wissenschaft und Technik, Sport und Jugend, Gesundheit und Erholung sowie Riten und Symbole dokumentiert er an insgesamt 90 Bauwerken die Formenvielfalt der letzten Architekturperiode der Sowjetunion. Diese prägte vor allem der Kontextualismus, dessen oberstes Postulat war, dass jedes Bauwerk seine Umgebung widerspiegeln müsse. Fast schon subversiv unterhöhlte eine Architektur, die ein langfristiges his-

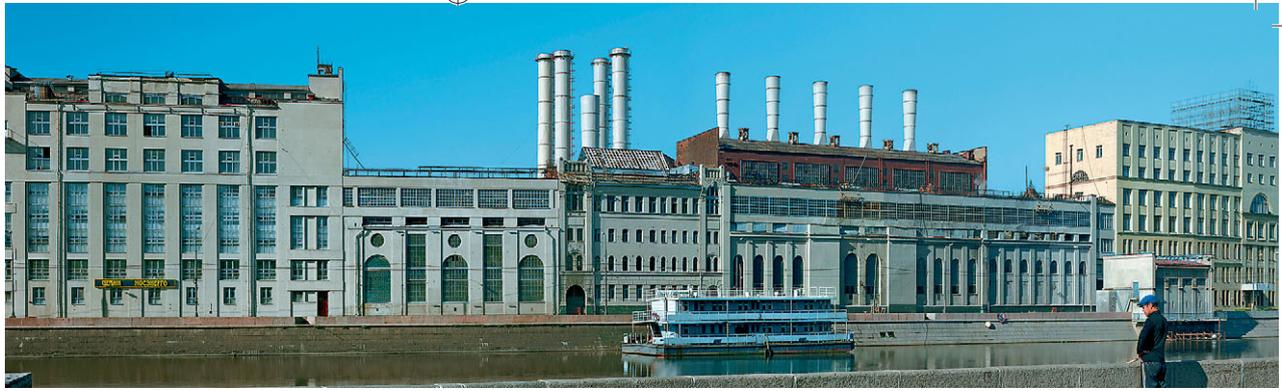
torisches Erbe und regionale Diversität berücksichtigte, den leninistischen Einheitsgedanken und nahm quasi das Auseinanderbrechen der Sowjetunion vorweg. Als Avantgarde gingen hierbei das Baltikum, die Kaukasusrepubliken und Zentralasien voran. Von skandinavischer Schlichtheit war beispielsweise die in den 1970er-Jahren im estnischen Valgeranna gebaute Villa Andropov geprägt. In Taschkent wiederum wurde das um dieselbe Zeit errichtete Leninmuseum mit islamischen Motiven versehen. Im georgischen Tiflis thronte schließlich der 1985



Das Haus der Sowjets von Kaliningrad mit seinem anthropomorphen Profil entstand an der Stelle des alten Schlosses von Königsberg. Der 1974 begonnene Bau wurde nicht vollendet.



Die Fakultät für Architektur des Polytechnikums Minsk mit überhängenden Hörsälen (W. Anikin, I. Jesman). Weißrußland, 1983



Krinski entwarfen beispielsweise erste Pläne für „sozialistische Städte“ und Kommune-Häuser. Die zahlreichen historischen Fotografien im Ausstellungskatalog zeigen, dass diese Bauten eine neue Zeit verkörperten: Sie überragten die gewachsenen urbanen Strukturen und sollten Signale für einen strikten Umbau des alten Russlands setzen.

Die Fotografien des britischen Architekturfotografen Richard Pare wiederum führen den Leser in die Gegenwart. Die dabei dokumentierten Spuren des Verfalls zeigen, dass sich bis heute die post-sowjetische Gesellschaft nicht zu diesem außergewöhnlichen Erbe bekennt. Der erste wichtige Bau in Moskau nach der Revolution war der Schabolowka-Funkturm von Wladimir Schuchow. Seine elegante und filigrane Struktur wurde zu



Schöne Sachlichkeit: die Textilfabrik „Rotes Banner“ in St. Petersburg von Erich Mendelsohn, erbaut 1925-1937



einem Symbol des Aufbruchs. Gleichzeitig diente das Bauwerk für die Radiosendungen der Komintern den Zielen der Revolution. Heute rostet der Turm vor sich hin, dilettantische Versuche, die marode Stahlkonstruktion zu stärken, führten zur Zerstörung der genialen Statik.

Als sich Mitte der 30er-Jahre das politische Klima gravierend änderte und Stalin einen monumentalen, sich am Klassizismus orientierenden Baustil förderte, endete das Kapitel der Avantgarde. Der Ausstellungskatalog holt deren wichtigste Vertreter aus der Vergessenheit zurück. Die Lektüre des Bandes ist damit unverzichtbar für jeden, der sich für diesen kurzen, aber so innovativen Abschnitt der sowjetischen Architektur interessiert.

Matthias Uhl

gebaute Zeremonienpalast gleich einer christlichen Kathedrale über dem Fluss Kura. Mitte der 1980er-Jahre erreichten die neuen architektonischen Freiräume selbst das sowjetische Strafsystem. Das unweit der finnischen Grenze gelegene Resozialisierungslager „Prometheus“ zeichnete sich durch eine futuristische und zugleich naturbezogene Formensprache aus, die mit dem berühmten Gulag nichts mehr gemein hatte. Der von den Architekten Mark Chidekel und Oleg Romanow projektierte – heute dem Verfall preisgegebene – Komplex ähnelt mit sei-

nem Formenuniversum einer galaktischen Raumstation und steht damit für das kosmische Element der Bauwerke dieser Zeit, die Vorlage für zahlreiche Science-Fictions waren. Wie ein „UFO, das am Ufer der Wolga gestrandet ist“ wirkte auch der Zirkus in Kasan von 1967, der radikal mit der neoklassizistischen Tradition und den von Stalin ererbten Renaissance-Kolonnaden brach. Noch vor dem Ende ihres Staates zeigten

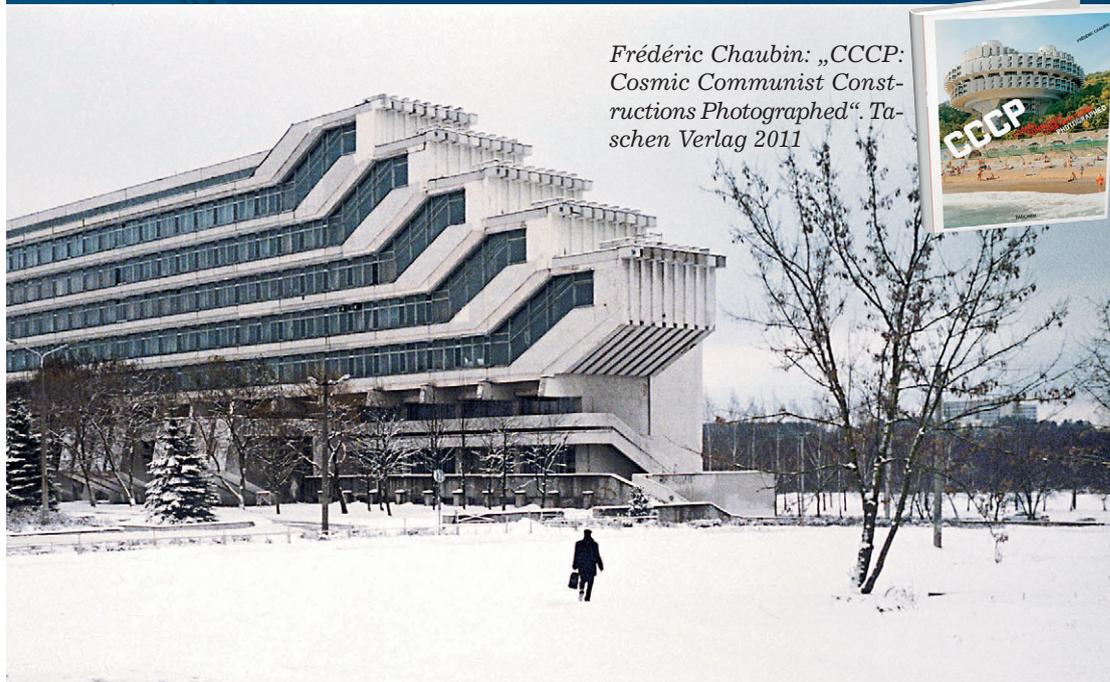
Der Autor



Matthias Uhl, Jahrgang 1970, arbeitet seit Juli 2005 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in Moskau. Er ist auf osteuropäische Geschichte und Zeitgeschichte spezialisiert.

die sowjetischen Architekten, dass sich – trotz aller ideologischen Vorgaben – das Individuelle auf Dauer nicht durch das Kollektiv ersetzen lässt. Bei der Lektüre des beeindruckenden Bandes bleibt ein Wermutstropfen zurück. Gerne hätte der Leser noch mehr Details erfahren.

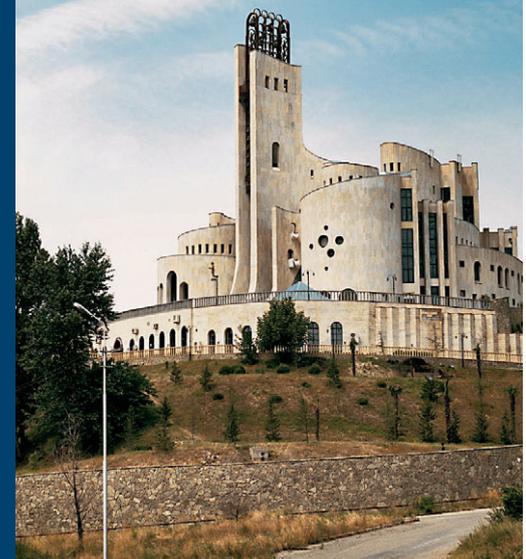
Matthias Uhl

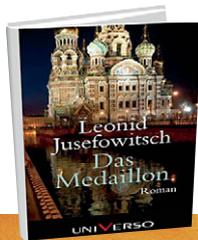


Frédéric Chaubin: „CCCP: Cosmic Communist Constructions Photographed“. Taschen Verlag 2011



Zeremonienpalast in Tiflis (R. Dschorbenadse, W. Orbeladse), der einer Kathedrale gleicht. Georgien, 1985





Leonid Jusefowitsch: „Das Medaillon“. Aus dem Russischen von Alfred Frank. Universo 2011

Boris Akunin: „Die Moskauer Diva“. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Aufbau Verlag 2011



# Zurück ins Zarenreich mit Erast Fandorin

„Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle.“

Albert Einstein



Meister des historischen Krimis: Boris Akunin (links) und Leonid Jusefowitsch (rechts) verlegen die Handlung ihrer Romane gern in die Zarenzeit.



Im Laufe der letzten zehn Jahre eroberte ein Genre die Herzen der russischen Leser im Sturm: der intellektuell-kulturlogische Kriminalroman. Die Hauptvertreter dieser literarischen Richtung – Boris Akunin und der Historiker Leonid Jusefowitsch – wurden in kurzer Zeit zu Kultautoren, die breite Lesemassen mit ihren geheimnisvollen und spannungsgeladenen Historienkrimis verzauberten und zugleich mit ihrem anspruchsvollem Stil, intertextuellen Anspielungen und detailgetreuen Darstellungen der historischen Realitäten den intellektuellen Lesern zusagten.

Nicht weniger selten: Diese Literatur erreichte auch den westlichen Leser. Akunin wird im Unterschied zu Puschkin, Turgenew und Limonow nicht nur von Spezialisten und Russlandinteressierten gelesen, sondern ist auch für den westlichen Durchschnittsleser ein Begriff. „Mord auf der Leviathan“ (1998), „Der Favorit der Zarin“ (2002) oder „Die diamantene Kutsche“ (2003) waren in Deutschland Bestseller. Die Bücher des

weniger bekannten Jusefowitsch, „Im Namen des Zaren“, „Das Medaillon“ oder „Der mongolische Fürst“, warten noch auf ihre Entdeckung.

## Mystisch wie Eco und Edgar Allan Poe

Das Besondere dieser Bücher liegt zum einen natürlich im Genre des Kriminalromans: Das Geheimnis und seine Offenbarung bilden den Kern eines Krimis. Die Sujets dieser Texte sind einfallreich und durch die vielen Elemente exotischer, religiöser und mystischer Praktiken aufgeladen. Darin erinnern sie an Edgar Allan Poe und Umberto Eco.

Typisch für diese Texte ist auch das in Russland immer aktuelle Aufeinandertreffen fremder Kulturen, sei es jene der Mongolei bei Jusefowitsch oder Japans bei Akunin.

Zum anderen fasziniert den modernen russischen, also post-sowjetischen Leser besonders die Zeit, in der die Kriminalromane verortet sind, spielen sie doch alle im alten Russland, also in der vorsowjetischen Vergangenheit.

## Das Zarenreich erlebbar machen

Nach der sowjetischen kulturellen Leerzeit und der darauf folgenden Phase der Verarbeitung des Umbruchs treffen die Romane von Jusefowitsch und Akunin auf das Bedürfnis vieler Russen, sich an die Zeiten vor dem „Schwarzen Loch“ zu erinnern und eine Brücke zur eigenen Vergangenheit zu schlagen.

Die historischen Fakten werden kunstvoll in die Handlung der Romane eingeflochten, Mythen und Legenden werden zum Leben erweckt, die Bücher atmen die Atmosphäre des 19. Jahrhunderts, die liebevoll, nostalgisch und mit fundiertem historischen Wissen rekonstruiert wurde. Und trotzdem wird diese Zeit keineswegs idealisiert: Die Texte sind um eine realistische Darstellung bemüht. Zugleich



ist diese Darstellung sowohl bei Akunin wie auch bei Jusefowitsch aus heutiger Perspektive, von der gegenwärtigen Einstellung der Autoren geprägt. Diese Art des Umgangs mit der Vergangenheit bietet nicht nur dem russischen, sondern auch dem westlichen Leser die Möglichkeit, Russland für sich neu zu entdecken.

#### Eine russische Miss Marple

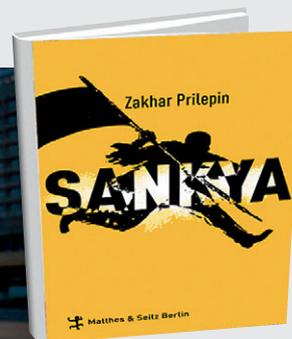
Auch die Helden dieser Literatur sind neu für Russland. Einerseits sind sie wie in westlichen Kriminalromanen intellektuelle Genies und Einzelgänger – man denke nur an berühmte Detektive wie Sherlock Holmes, Hercule Poirot oder Philip Marlowe –, was die russischen Leser mit Stolz erfüllt: Wir können es eben auch.

Andererseits sind all diese Charaktere sehr „russisch“: Bei Jusefowitsch ist es Iwan Putilin, Ermittler der Petersburger Polizei, eine Figur, die an manche Helden Dostojewskis erinnert, bei Akunin die Nonne Pelagia (eine russische Miss Marple) oder der Weltenbummler Erast Fandorin. Sie alle vereint ihr Idealismus, gepaart mit einer gehörigen Portion Realismus. Die Romanhelden wissen genau, dass sie die Realität nicht verändern können, verhalten sich aber trotzdem so, als ob dies möglich wäre. Richtige Helden oder naive Narren? In Russland macht man da keinen Unterschied.

Die Autorin



Svetlana Bogen ist seit 2009 am Institut für Slavistik der Universität Hamburg, wo sie sich mit moderner und postmoderner russischer und deutscher Dichtung beschäftigt.



Zakhar Prilepin: „Sankya“. Aus dem Russischen von Erich Klein. Matthes & Seitz 2012. 362 Seiten

## Es gibt einen Gott. Es gibt nur eine Heimat.

Sankya ist ein junger Rebell. Die radikale Partei, der er beitrifft, will die Regierung stürzen. Ihre Methoden: mal zu einer Demo zusammenkommen, mal den Präsidenten mit faulem Gemüse bewerfen. Doch der Geheimdienst initiiert eine Hetzjagd auf die Mitglieder und macht selbst vor Folter und Mord nicht halt. Zu guter Letzt entfacht die Partei einen dilettantischen Aufstand, der zum Scheitern verurteilt ist. Der Roman endet mit den Worten: „Nichts wird zu Ende gehen, alles wird weiterhin so sein, nur so.“

Zakhar Prilepin ist kein Revolutionstheoretiker, kein neuer Leo Trotzki.

Er verzichtet auf das eigentliche Sahnehäubchen einer jeden Revolutionsbewegung – auf hitzige Debatten, in denen der Opponent mit glänzenden Argumenten auseinandergenommen wird. Das ist nichts für seinen Sankya. Dieser gibt in Dialogen mit politischen Gegnern nur unbedeutende Phrasen von sich. Doch er und die anderen Mitglieder der Partei sind lebendig, der Rest Russlands besteht aus leblosen Zombies. Prilepin legt auch keinen Wert auf intellektuellen Glanz, auf ausgeklügelte Konzepte für raffinierte Aktionen. Die Aktionen, an denen Sankya teilnimmt, sind einfach: Was ist schon dabei, sich mit Wodka zuzudröhnen und ein McDonald's in Brand zu setzen? Damit reduziert Prilepin seinen Romanhelden bis aufs Äußerste, lässt ihn nackt dastehen, ohne den Schutz einer intellektuellen Hülle. Während Sankya in Regionalzügen durchs Land reist, sich von Suppen ernährt und in Dörfern einkehrt, sehen wir Russland durch seine Augen und müssen feststellen: Das Land ist krank. Und es ist Zeit zu handeln.

Sankya polemisiert nicht. Er weiß es einfach: „Seitdem er erwachsener geworden

war, war alles klar geworden. Es gibt einen Gott. Ohne Vater ist es schlecht. Die Mutter ist gut und teuer. Es gibt nur eine Heimat.“ Natürlich hat diese Erkenntnis zur Folge, dass der Romanheld sich im Laufe der Handlung kein Stück verändert. Das ist kein Held von Tolstoi oder Dostojewski, auch keiner von Gorki. Und doch verdeutlicht Prilepin durch das Abmeißeln von Überflüssigem das Wesentliche.

Prilepin, dem immer wieder Extremismus unterstellt wird, ist nüchtern betrachtet nicht extremistischer als Lady Gaga. Auf ihren Konzerten erstürmen Menschen mit Maschinengewehren und Fahnen einen hohen Turm.

Sankyas Botschaft ist: Das Leben ist einfach, und man sollte es nur für große Taten nutzen.

Ähnlich wie in der Schlusszene von „Sankya“ ein Verwaltungsgebäude gestürmt wird. Die Revolution ist zum Element eines Pop-Songs geworden, deswegen kann man ihre ästhetische Seite nicht mehr ganz ernst nehmen. Prilepin kümmert sich nicht um diese Ästhetik. Er untergräbt sie bewusst. Und doch ist das Ästhetische präsent, denn seine Romanhelden sind jung und schön, sie machen Revolution und haben Sex – in einem unschönen, heruntergekommenen Land. Beidenenswert, wenn man ein bisschen nachdenkt.

Wir sind neidisch auch deswegen, weil Sankya von Gegenständen umgeben ist, die auf ihren Kern reduziert sind. Im Buch tauchen keine Marken und kaum präzise Bezeichnungen auf. Isst Sankya eine Suppe, dann ist er nicht etwa Borschtsch oder Kürbissuppe. Isst er Fleisch, dann ist es Fleisch und kein Rind. Die Botschaft: Das Leben ist einfach, und man sollte es nur für große Taten nutzen. Diese Botschaft haben wir seit mindestens 50 Jahren nicht mehr aus Russland gehört.

Dmitri Vachedin

„Warum entwickeln die einen Jugendlichen moralische

Verantwortung, durchlaufen eine Metamorphose,

entfalten ihre zarten Flügel – und andere nicht?“



Ljudmila Ulitzkaja schreibt in ihrem eben erschienenen Roman „Das grüne Zelt“ über die sowjetischen Dissidenten und warnt vor einer Heroisierung der „ruhmreichen sowjetischen Vergangenheit“.

## Helden mit gebrochenen Flügeln

Seit ihren Anfängen verkörpert die Literatur in Russland das Gewissen der Nation, der Schriftsteller gilt als moralische Instanz, der ausspricht, was politisch nicht gelebt werden darf. Das künstlerische Wort erfreute sich nicht nur eines hohen Stellenwertes im Volk, sondern wurde auch als hohes Gefahrenpotenzial von den Machthabern gefürchtet, zensiert oder verboten – von Puschkin und Gogol über Dostojewski bis zu Solschenizyn. Solange die offizielle Geschichtswissenschaft Wahrheiten verzerrt oder verschweigt, kann die Literatur sich ihnen erzählend nähern.

Ljudmila Ulitzkajas neuer Roman „Das Grüne Zelt“ setzt da ein, wo Anatoli Rybakows großer Perestroika-Roman „Die Kinder vom Arbat“ aufhört: bei Stalins Tod. Der vorzüglich von Ganna-Maria Braungardt übersetzte Roman ist eine Warnung vor einer Rückkehr zu stalinistischen Strukturen, vor einer Verklärung der „ruhmreichen sowjetischen Vergangenheit“ und vor Obrigkeitshörigkeit. Er bietet dem Leser tiefe Einblicke in die Lebenswelten und Zwangslagen von Menschen in einem totalitären Staat, die sich für geistige Freiheit und soziale Gerechtigkeit einsetzen. Die drei Schulkameraden Ilja, Sanja, Micha und die Mädchen Tamara, Galja und Olga sind vor dem Krieg geboren und wachsen in den 50er-Jahren in Moskau auf. Die Jungen erhalten mit Viktor Schengeli einen engagierten Lehrer, der sie für kulturelle, soziale und ethische Fragen sensibili-

siert. Die Literatur sei das Einzige, was dem Menschen hilft zu überleben, sich mit seiner Zeit zu versöhnen, lehrt er sie. Dass sich dieses Postulat auf alle Künste erstreckt, verstehen sie später, Sanja als Mu-

*Solange die offizielle Geschichtswissenschaft Wahrheiten verzerrt, kann die Literatur sich ihnen erzählend nähern.*

sikwissenschaftler, Ilja als Fotograf und Micha als Dichter und Lehrer. Obwohl nicht politisch tätig, geraten sie bald in Widerspruch zur sowjetischen Staatsdoktrin. Denkende Menschen, die darüber hinaus auch noch eine moralische Verantwortung leben (die Spezifik der russischen Intelligenzija), wurden zwangsläufig zu Außenseitern und „Feinden“.

Das Buch kreist um die Zeit der sowjetischen Dissidenten in den 60er-Jahren bis Anfang der 80er-Jahre, als Verhaftungen oder Einweisung in die Psychiatrie wegen „antisowjetischer Betätigung“ oder „Rowdytums“ an der Tagesordnung waren; es genügte auch der Besitz verbotener Literatur. Wichtigstes Thema im Roman ist die moralische Reife des Einzelnen, sein Gewissen und seine Freiheit.

Kann der Mensch in totalitären Verhältnissen eine Wahl treffen oder muss er zum Mitläufer werden? Wo liegt seine innere Freiheit, wenn die äußere immer mehr eingeschränkt wird? Hat er die Chance, wirklich erwachsen zu werden? Und warum entwickeln die einen Jugendlichen moralische Verantwortung, durchlaufen eine Metamorphose, entfalten ihre zarten Flügel – und andere nicht?

Große Wendepunkte im Schicksal der Protagonisten stellen die Verhöre durch den alles wissenden KGB dar, der Ilja und Micha erpresst. Sie müssen Entscheidungen treffen, der Preis ist hoch. Ilja emigriert Hals über Kopf, um die geliebte Olga

zu schützen, die ihrerseits nie den Grund errät und tödlich erkrankt. Micha wählt statt einer neuen Verhaftung den Freitod und stürzt sich aus dem elften Stock eines Hochhauses. Der kranke Sanja geht später in die USA. Sie haben alle einen Knacks weg, im Seelischen wie im Physischen, die Helden, deren Flügel zum Fliegen nicht mehr taugen.

Ulitzkaja schreibt nicht in linearer Abfolge, sondern schraubt sich spiralförmig in die Entwicklung jeder Figur hinein. Jedes Kapitel setzt zeitlich verschachtelt ein und wechselt die Perspektiven. So entsteht ein komplexes, vielfach gebrochenes Muster schicksalhaft sich kreuzender Lebenslinien. Neben der alles durchziehenden Lyrik wird die Autorin auch deftig und oft sehr komisch im Ton. Bald verdichtet sie die Zeit zu epochalen Ereignissen, bald zu absurd schrägen Szenen.

Die in Haft und im Lager saßen, sind gezeichnet fürs Leben, die meisten sterben früh. Ulitzkaja setzt mit dem Tod des Dichters Joseph Brodsky 1996 in New York den letzten Punkt. Aber Brodsky, 1964 wegen „Parasitentums“ verurteilt und 1972 des Landes verwiesen, wird anonymisiert, steht stellvertretend für Dichter und Dissidenten: Sinjawski, Daniel, Galanskow, Bukowski, Gorbanevskaja, General Grigorenko und andere. Prototyp für Micha ist der jüdische Dichter Ilja Gabaj. Die Schicksale von Ilja, Sanja und den Frauen scheinen kompiliert aus verschiedenen Biografien. Dokumentarisches vermischt Ulitzkaja mit glaubhafter Fiktion. Andrej Sacharow aber braucht keine Maske. Schlicht schildert sie einen Besuch bei dem Atomphysiker und Menschenrechtler, der Demütigung in Kauf nahm, weil er den Einsatz für andere wichtiger fand als persönliche Privilegien.

In Olgas Traum vom grünen Zelt sind sie alle versammelt, Lebende wie Tote, Veräter, Täter und Opfer. Ulitzkaja verurteilt niemanden, aber ihre einfühlsame Liebe gilt den Standhaften, den Dichtern mit Gewissen.

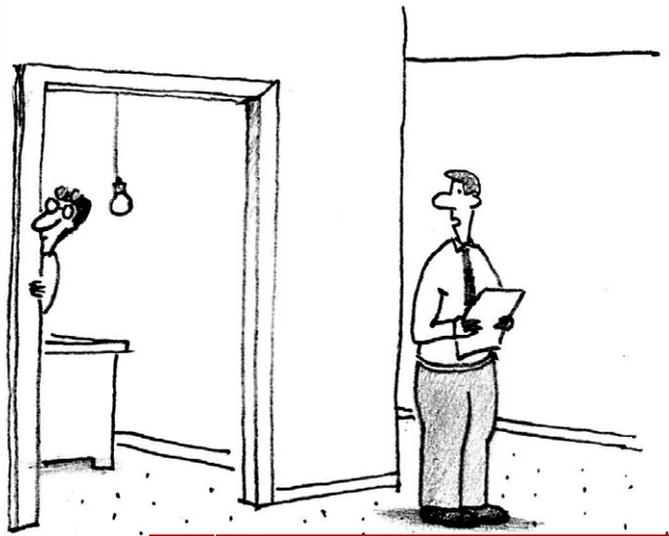
Ruth Wyneken



Ljudmila Ulitzkaja: „Das grüne Zelt“. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Carl Hanser Verlag 2012. 592 Seiten



Die Waffen der Frauen - und ihre „stille Macht“ als gleichnamiges Theaterstück im Großen Dramentheater St. Petersburg



## Fäden des Schicksals spinnen

Die Autorin



Ruth Wyneken ist Autorin, Regisseurin und Übersetzerin. Von 2004 bis 2010 war sie Lehrbeauftragte am Institut für Theaterwissenschaft in Berlin.



Ihre bislang sieben Romane wurden mehrfach ausgezeichnet, für „Die stille Macht der Frauen“ erhielt Elena Chizhova 2009 den angesehenen russischen Booker-Preis. Im Sommer erschien das Buch auf Deutsch.

Vom russischen Volkslied heißt es, es sei wie ein Stausee: auf der Oberfläche still und scheinbar unbewegt, aber in der Tiefe, da sprudele es unaufhörlich aus vielen Quellen. In Elena Chizhovas Roman „Die stille Macht der Frauen“ bricht das dramatische Element erst spät unter der ruhigen Oberfläche hervor, wie ein unterirdischer Strudel, den vorher niemand bemerkte. Denn das Leben der Arbeiterin Antonina scheint ziemlich normal. Die junge Frau vom Land zieht mit ihrem unehelichen Kind in eine Gemeinschaftswohnung in Leningrad. Die Kommunalka, in der noch drei alte Frauen leben, bedeutet für sie großes Glück: ein kleines Zimmer für sie und Susanna ganz allein, Küche und WC für alle. Die Mühen des sowjetischen Alltags der 1950er- und 60er-Jahre ist sie gewohnt, auch den Stress zwischen Fabrik, Krippe und krankem Kind, nur der Druck des Kollektivs, das die Tochter in staatliche Fürsorge zwingen will, macht ihr Sorge. Denn Susanna ist stumm, ohne individuelle Förderung wird sie keine Zukunft haben im sowjetischen System. Da bieten die drei alten Frauen ihre Hilfe an und übernehmen Susannas Pflege und Erziehung. Mit ihnen zieht eine poetische Gegenwelt der Mythen und Märchen ins Leben des sprachlosen, aber aufgeweck-

ten Kindes ein. Die drei Babuschki Ariadna, Jewdokija und Glikeriya sind es auch, die eine rettende Lösung ersinnen, als Antonina schwer erkrankt ...

Die Fragen nach den Quellen des Lebens und des menschlichen Schicksals sind von jeher Gegenstand von Mythen und Märchen. Durch die sowjetischen Babuschki schimmern die drei greisen Spinnerinnen aus der slawischen Mythologie. Immerzu sitzen sie überm Garn, sie stricken und nähen, entwirren, wickeln und kneten. Erzählend spinnen sie die Fäden und weben das Schicksal. Das stumme Kind ergreift den Faden, der vom Urquell der Weisheit im russischen Taubenbuch herührt – wo sich Wahrheit (prawda) und Trug (kriwa) zwischen Himmel und Erde mörderisch bekämpfen – und spinnst ihn weiter bis zu ihrer späteren Entfaltung als erfolgreiche (und sprechende) Malerin. Doch da befinden wir uns bereits in einer neuen Zeit, der postsowjetischen.

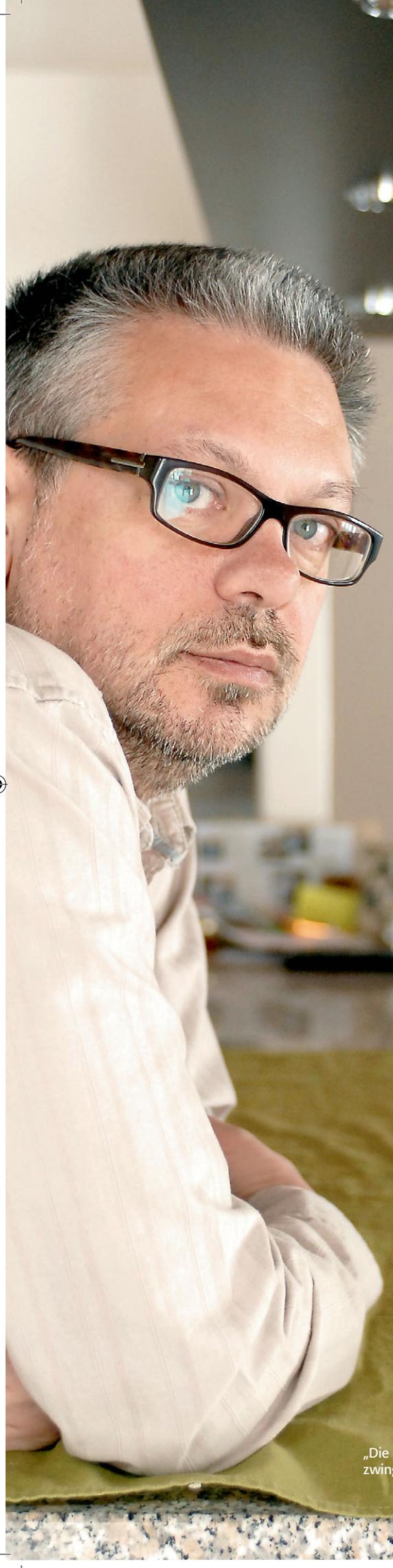
„Die stille Macht der Frauen“ wird strukturiert durch eine kunstvoll verwobene Polyphonie von Stimmen aus dem Volk. Die Hauptstimme, der innere Bewusstseinsstrom von Antonina, wird durchbrochen von der Stimme ihrer Tochter und der Frauen; männliche Stimmen sind sparsam gesetzt. Elena Chizhova reiht sich damit meisterhaft ein in die russische Erzähltradition des „skaz“, der stilisierten direkten Rede, die auf soziale Herkunft, Umfeld und Weltsicht schließen lässt. Die sehr verknappte Ausdrucksweise der Per-

sonen ist typisch für die russische Alltagssprache, gehört aber auch zur Spezifik jener Zeit, in der viele Ereignisse nur angedeutet wurden – aus Angst vor Denunziation und vor den Schrecken der Nachkriegsjahre. Die Tragödie von Leningrad zieht sich durchs ganze 20. Jahrhundert, das menschliche Leid gehörte zum Alltag. Revolutionen, Bürgerkrieg, der Große Terror, die Blockade im Zweiten Weltkrieg – sie merzten fast alle Männer aus. „Normal“ war es, wenn Väter, Männer und Söhne im Krieg fielen oder in der Blockade verhungerten, nicht normal, wenn sie Opfer der sowjetischen Repressionen wurden. Auch Antonias Geliebter gehört zu ihnen. Zurück blieben alte Frauen, „eiserne Babuschki“, deren harte Schale erst aufbrechen muss. Dann allerdings zeigt sich, dass sie die Quellen des Lebens hüten, wie ihre Schwestern, die römischen Parzen, die griechischen Moiren oder die germanischen Nornen. Chizhovas Roman erzählt völlig unsentimental und doch höchst komplex, tiefgründig und zu Tränen rührend. Dorothea Trottenberg schlägt behutsam die Brücke von der spezifischen sowjetischen Erfahrungswelt und der kryptischen russischen Volkssprache – die zum Schwierigsten überhaupt für Übersetzer zählt – zum deutlich mehr Raum und Auflösung verlangenden Deutschen.

Ruth Wyneken

Elena Chizhova: „Die stille Macht der Frauen“. Aus dem Russischen von Dorothea Trottenberg. Deutscher Taschenbuch Verlag 2012. 280 Seiten





Der Schriftsteller Michail Schischkin über die Unübersetzbarkeit russischer Kosenamen und seine Motivation zu schreiben

## Den Tod mit der Macht der Worte überwinden

**Die Charaktere in Ihrem neuen Buch „Briefsteller“ erleben immer wieder Momente, in denen sie nicht bei sich selbst sind, sondern eins zu sein scheinen mit einem anderen oder ihrer Umgebung. Haben Sie als Schriftsteller Sehnsucht danach, Dinge zu beschreiben, die hinter der Wirklichkeit liegen?**

Ich schreibe sehr selten, ich schaffe nur einen Roman alle paar Jahre. Ich habe auch eine Erklärung dafür. Im Grunde genommen schreibe ich immer dasselbe Buch, beantworte immer die gleichen Fragen. Die Gedanken dazu sind schon sehr alt: Als ich sechs oder sieben war, begleitete ich meine Großmutter von der Datscha zum Einkaufen. Da sahen wir am Straßenrand eine tote Katze. Alle Passanten gingen vorbei, doch meine Großmutter ging nach Hause, um einen Spaten zu holen. Sie hat die Katze dann begraben. Und da kamen die Gedanken – werde ich auch mal so sterben wie diese Katze? Und all die, die ich liebe, meine Mutter, mein Bruder, meine Großmutter? Wie gehe ich mit dem Tod um? Und die einzige Möglichkeit, die ich gefunden habe, ist zu schreiben. Die Fragen bleiben gleich, egal ob du sie dir mit 16 stellst oder mit 50, aber die Antworten ändern sich. Als junger Mensch denkt man, dass man den Tod mit der Macht der Worte überwinden kann, doch

selbst, wenn es einem gelingt, gehen die Worte doch alleine und ohne dich in die Unsterblichkeit. Sie verlassen dich genau wie die Kinder, die du großziehst. Und erst mit dem Älterwerden kannst du verstehen, dass der Tod nicht dein Feind ist, gegen den du kämpfen musst. „Briefsteller“ ist ein Roman, bei dem es um dieses Verstehen geht. Das Leben besteht normalerweise aus Missverständnissen. Und nur Liebe bringt einen dazu, dass es einem wichtig wird, besser verstehen zu wollen, um die Missverständnisse zu überwinden. Liebe heißt: Da draußen gibt es einen Menschen, für den alles, was für dich wichtig ist, auch von Bedeutung ist. Und es ist für dieses Gefühl nicht entscheidend, wo sich diese Person befindet. Und für das Gefühl spielt es auch keine Rolle, ob der Mensch noch lebt oder schon gestorben ist. Die Menschen in meinem Roman sind durch Raum, Zeit und sogar durch den Tod getrennt, aber sie fühlen sich trotzdem.

**Aber ihre Perspektiven verändern sich.**

Ja. Normalerweise geschieht das durch das Älterwerden. Der junge Mann, Wodlja, hasst am Anfang seine Mutter und seinen Stiefvater; aber durch die Begegnung mit dem Tod lernt er, die wichtigen Dinge besser zu verstehen.

**Eine russische Freundin habe ich einmal mit Maschka statt Mascha angeredet und erst nach ihrer Erklärung verstanden, warum das nicht angemessen war. Das Liebespaar Alexandra und Wladimir reden sich mit einer Fülle von Kosenamen an, deren Bedeutung kaum ins Deutsche übertragen werden kann. Wie gehen Sie mit dem „Verlust“ einer Übersetzung in eine fremde Sprache um?**

Wenn ich auf Russisch schreibe, muss ich kompromisslos sein: Die Sprache ist mein Feind, und ich muss sie bezwingen, damit sie zumindest in etwa das sagt, was ich fühle, was in meinem Kopf ist. In Übersetzungen geht naturgemäß viel verloren, wie eben der Subtext von Mascha und Maschka, wie Sie sagen. Als ich die Pro-

„Die Sprache ist mein Feind, und ich muss sie bezwingen, damit sie das sagt, was ich fühle.“

bearbeiten von drei Übersetzern für die englische Fassung von „Briefsteller“ bekam, war kein einziger Satz der drei Fassungen gleich. Es wären drei verschiedene Romane geworden. Es war sehr schwer, eine Entscheidung darüber zu fällen, wer den Roman übersetzen soll. Es ist immer ein Kompromiss, eine Frage des Vertrauens, welchem Übersetzer man das Buch anvertraut. Andreas Tretners Übersetzung ins Deutsche ist sehr gut, und ich bin ihm sehr dankbar, aber es ist mein Buch durch seine Augen. Wichtig war für mich in diesem Buch, nichts zu erfinden. Von allen diesen Gefühlen weiß ich, dass ich sie gefühlt habe, oder jemand, der es mir erzählt hat, persönlich oder durch einen Brief.

**Das Buch ist voller persönlicher, intensiv emotionaler Eindrücke Ihrer Charaktere, die sich in anekdotenhaften kleinen Geschichten äußern.**

**War es Ihre Absicht, dass durch diese Geschichten eigene transzendierende Erfahrungen in Ihren Lesern wachgerufen werden – gerade in**

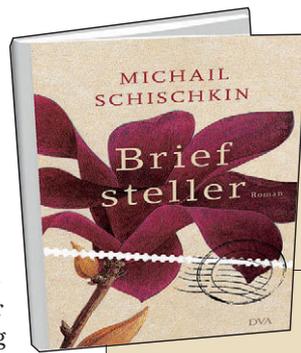
**den Fragen rund um die Vergänglichkeit?** Das, worum es eigentlich geht, können Worte ja nicht beschreiben. Das ist das Dilemma des Schriftstellers, und vielleicht ist da der Anfang meines Schriftstellerdaseins. Mit 16 war ich in ein Mädchen verliebt, und ich hatte mir vorgenommen, ihr eine Liebeserklärung zu machen. Aber als ich vor ihr stand, bekam ich den Mund nicht auf. Ich konnte es nicht in Worte fassen. Und seitdem ist es immer wieder ein Kampf, das, was wirklich wichtig ist, in das banale Gerüst der Worte zu packen. Und dieser Kampf wird nicht leichter, er bleibt immer gleich schwer. Aber es ist jedes Mal ein Glück, wenn ein Satz gelungen ist.

**Das Gespräch führte Balthasar von Weymarn.**

**Über den Autor**



Michail Schischkin wurde mit den drei wichtigsten Literaturpreisen Russlands ausgezeichnet. 1961 in Moskau geboren, lebt er heute in Berlin, der Schweiz und seiner Geburtsstadt.



Michail Schischkin: „Briefsteller“. Aus dem Russischen von Andreas Tretners. DVA 2012. 384 Seiten

Michail Schischkin hält in „Briefsteller“ zwei Liebende in verschiedenen Epochen gefangen.

## Ein Briefwechsel zwischen Vergangenheit und Zukunft

Eine Frau, ein Mann, eine Sommerliebe. Sascha und Wolodja werden durch einen Krieg getrennt und können sich nur Briefe schreiben. Sie erzählen einander darin von allem und jedem: von Kindheit, Familie, Alltag, von Freud und Leid. Ein normaler Briefwechsel zweier Liebender – bis sich beim Leser

ihr Wiedersehen zu freuen, das ja den eigenen Erwartungen nach kommen muss, vergrößert sich die Geschichte. Die kleinen Zeichen häufen sich, dass die beiden in einer unterschiedlichen Zeit leben. Das hält sie aber nicht davon ab, einen Briefwechsel zu führen, anderweitig zu heiraten und ein Kind zu bekommen. Selbst der Tod hält den Briefwechsel nicht auf.

„Briefsteller“ ist kein handlungsgesteuertes Buch, in dem es auf die Lösung eines Problems ankommt. Der Sinn des Buches erschließt sich mit der Zeit. Dennoch

Zweifel regen und klar wird, dass die Zeit der beiden verrückt ist, dass sie durch Raum und die Zeit getrennt sind. Sie lebt in der Gegenwart, er kämpft im Boxeraufstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegen chinesische Rebellen ...

Ein Briefsteller ist weder ein Autor, der nur Briefe schreibt, noch ist es die Kurzform für Briefzusteller. Der russische Originaltitel des Buches, „Pismownik“, bezieht sich auf eine „Anleitung zum Abfassen von Privat- und Handelsbriefen“. 1906 erschienen, war dieses Buch den Lesern sowohl in beruflichen wie privaten Fragen Nachschlagewerk und Hilfe: für den besten Kondolenzbrief im Trauerfall oder für die richtige Liebeserklärung. Michail Schischkin zeigt in seinem Roman seine zwei Hauptfiguren nie zusammen. Wir erleben ihre gemeinsame Zeit nur in den Briefen, die sie einander schreiben, und nachdem der Leser diesem Wechsel der Briefe einige Male gefolgt ist, wird er den Titel verstehen. Briefe wie diese legt man nicht weg und vergisst sie – sie sind so lebendig und intensiv geschrieben, dass in ihnen immer beide Bilder ergänzt werden: das des Charakters der Schreiberin und das des Empfängers (oder umgekehrt). Und gerade wenn man beginnt, sich auf

liest es sich verführerisch leicht. Seine Sprache ist jene der Liebenden. Wir erleben die Sehnsucht von Wladimir und Alexandra, die von ihrer „Sommerliebe“ mit allen Kosenamen angedredet wird, die die russische Sprache bietet. Wir lesen von Familiengeschichten, den Erinnerungen aneinander und an die eigene Kindheit und von täglichen Erlebnissen, die sie über die große Kluft der Trennung miteinander teilen wollen. Nichts wird ausgespart, auch physische und psychische Grausamkeiten beichten sie einander. Auf dem Weg zu einem bittersüßen Ende schält sich ein Gedanke heraus, den Sascha ihrem Wolodja schreibt: Ob es stimme, wie Platon sagt, dass die Liebe im Liebenden wohnt, und nicht im Geliebten?

Folgt man Schischkins Überlegung, dass die Intensität der Liebe eigentlich nicht davon abhängt, wo in Raum und Zeit der geliebte Mensch sich aufhält, ist es leicht, diesem Gedanken zuzustimmen. Und stauend entdeckt man irgendwo im eigenen Herzen ein kleines Stück Liebe für die Charaktere, das auch noch bleibt, wenn „der Schreiber sein Buch geschlossen“ hat, wie es am Ende des Buches heißt.

**Balthasar von Weymarn**

„Die Frau mit den 5 Elefanten“. Regie: Vadim Jendreyko;  
Kamera: Niels Bolbrinker, Stéphane Kuthy; Produktion:  
3Sat, Mira Film, Filmtank, Schweizer Fernsehen (SF), ZDF



Swetlana Geier war keine Bändigerin von Zirkustieren. Ihre fünf Elefanten sind die großen Bücher Dostojewskis, die sie über einen Zeitraum von 20 Jahren neu übersetzte. Weniger als ein Jahr vor ihrem Tod kam sie zu Kinoruhm in einem überraschend erfolgreichen Dokumentarfilm.



*Das Leben der hochbegabten 18-jährigen Studentin hatte eine Wendung genommen, als die Deutschen 1941 Kiew besetzten und sie für eine deutsche Brückenbaufirma als Übersetzerin arbeitete.*

## Swetlana Geier – die Frau mit den fünf Elefanten

Übersetzer sind „unbesungene Helden“. Ihre Leistung ist es, hinter der Sprache des Autors zurückzutreten und möglichst unsichtbar zu bleiben. Umso auffälliger ist es daher, wenn eine Neuübersetzung 150 Jahre alter Werke Aufsehen erregt. Die zwischen 1994 und 2006 erschienenen deutschen Ausgaben der großen fünf Romane von Fjodor Dostojewski tragen inzwischen den Namen der Übersetzerin sogar auf dem Titel. Swetlana Geier (geboren 1923 als Swetlana Iwanowa in Kiew) hatte sie ohne Zeitdruck innerhalb von 20 Jahren im Auftrag des Zürcher Ammann Verlags übersetzt, während sie jede Woche ihrem Lehrauftrag an der Universität Karlsruhe nachging. Die intensive und sinnliche Sprachqualität dieser Übersetzungen machten sie bekannt, 2007 erhielt sie den Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse. 2008 besuchte der Schweizer Regisseur Wadim Jendreyko die 85-Jährige zu Hause in Freiburg und filmte sie bei der Arbeit, bei Familienfeiern und auf ihrer ersten Reise in ihre ukrainische Heimat.

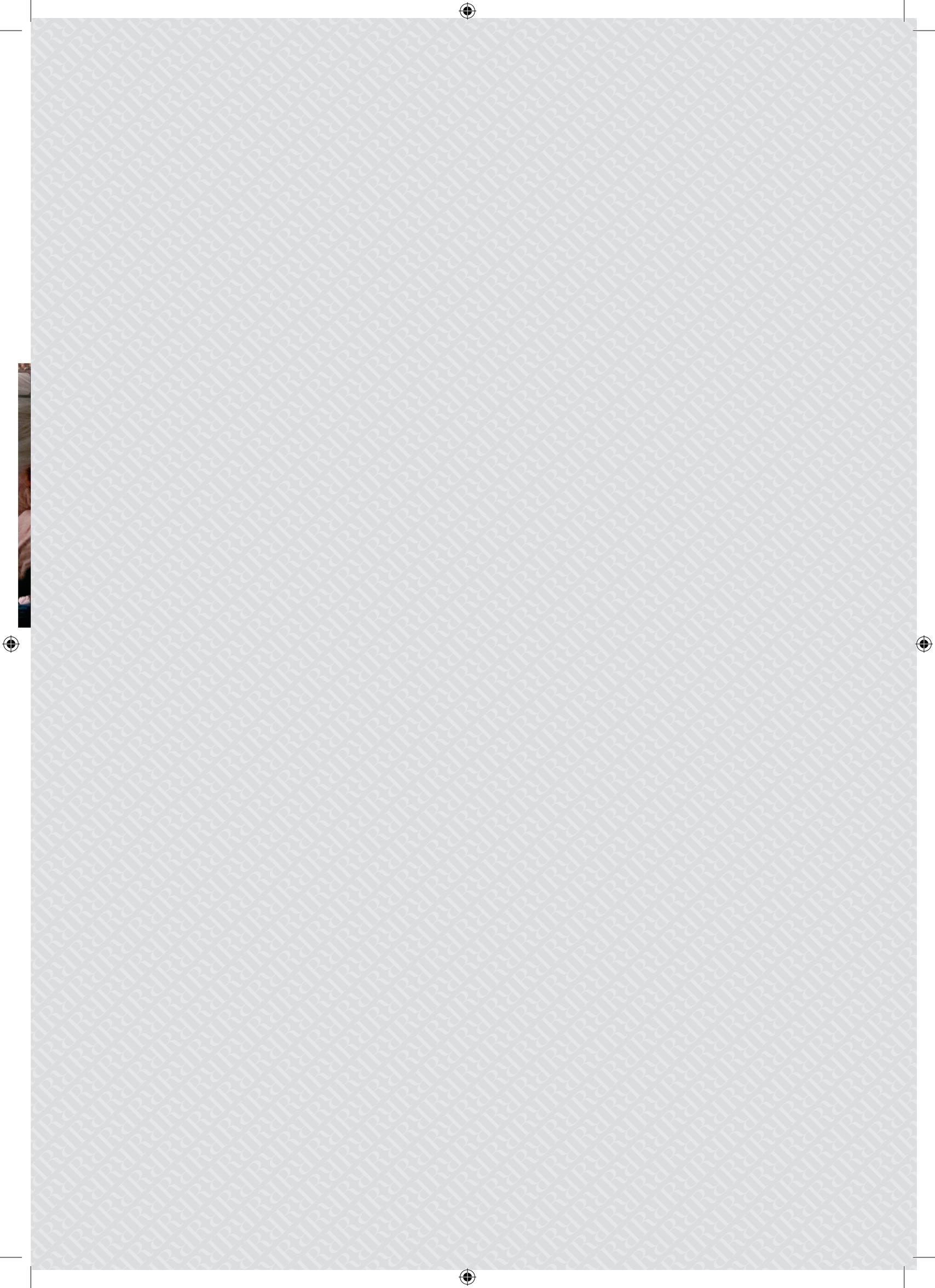
Entstanden ist ein ruhiger Film über eine faszinierende Persönlichkeit. Das Leben der hochbegabten 18-jährigen Studentin westeuropäischer Sprachen hatte eine Wendung genommen, als die Deutschen 1941 Kiew besetzten und sie für eine deut-

**Sie diktiert die Übersetzung ihrer Sekretärin in die Schreibmaschine. Das hilft ihr, nicht „am Text zu kleben!“**

sche Brückenbaufirma als Übersetzerin zu arbeiten begann. Ihr war ein Stipendium in Deutschland versprochen worden. Als nach Stalingrad die Wehrmacht den Rückzug antrat, war ihr klar, dass sie in der Sowjetunion als „Kollaborateurin“ keine Zukunft hatte, und sie verließ mit ihrer Mutter ihre Heimat, um in Freiburg Literatur- und Sprachwissenschaftler zu studieren. Sie kehrte nie zurück.

Als Übersetzerin, Lehrerin und Lektorin der russischen Sprache arbeitete sie ihr ganzes Leben lang. Sie sitzt gebeugt über den Text in ihrer Freiburger Wohnung, sie denkt nach, schaut auf, wieder auf den Text und spürt der Sprachmelodie nach. Sie schreibt nicht selbst. Sie diktiert die Übersetzung ihrer Sekretärin in die Schreibmaschine. Das hilft ihr, nicht „am Text zu kleben“. Am nächsten Tag sitzt ihr ein alter Freund gegenüber, und die beiden debattieren über einzelne Worte der Arbeit des Vortags. Dann sehen wir sie gebeugt am Bügelbrett stehen, und sie sinniert über die innere Struktur von Texten und über die von Stofffasern. Ihre Alltagsbeobachtungen und insbesondere die Fragen, die sie unbeantwortet stehen lässt, wirken wie gedanklich vielfach verfeinerte Destillate ganzer Lebensjahrzehnte. Komplizierte Zusammenhänge werden für Momente unglaublich klar und einfach, auf ihre eigene Art Wegweiser in das, was die Faszination großer Literatur ausmacht.

**Balthasar von Weymarn**



# WWW.KULTURPORTAL- RUSSLAND.DE

» VERANSTALTUNGSWEBSEITE N° 1  
ANLÄSSLICH DES RUSSLANDJAHRES  
IN DEUTSCHLAND 2012/2013 «



[www.twitter.com/KportalRussland](http://www.twitter.com/KportalRussland)

[www.facebook.com/KulturportalRussland](http://www.facebook.com/KulturportalRussland)

## RUSSLAND AUF EINEN KLICK